

Körperliche/leibliche Nähe

Herausgegeben von
Krisztina Konya und Anna Sieben

Melanie Pierburg: »Gehen Sie zurück!« Leibliche Erfahrungen von körperlicher Nähe und Vulnerabilität • **Brigitte Schigl, Bernhard Siller & Otto Hofer-Moser:** Körperliche Berührung in der Psychotherapie. Tabu – Notwendigkeit – Risiko? • **Lea Spahn & Rafaela Werny:** Doing Digital Biography. Nähe und Alter(n) in pandemischen Zeiten • **Till Hartwig:** Nähe und Distanz in der Kommunikation über die Stimme. Digitale Gesangsstunden während der COVID-19- Pandemie • **Sarah Karim:** Arbeiten mit Behinderungen. Aushandlungen von Nähe und Distanz am Beispiel einer Werkstatt für behinderte Menschen während der Covid-19-Pandemie • **Ilana Reynolds & Sabrina Huth:** You are where I am not, and I am where you are not. Artistic manifestations in experiencing the absence of another

Inhalt

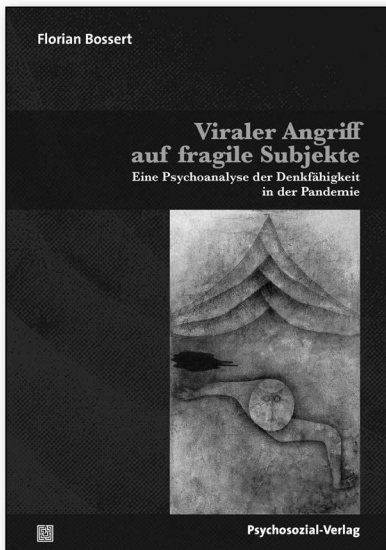
»Körperliche/leibliche Nähe« Editorial <i>Krisztina Konya & Anna Sieben</i>	3	Arbeiten mit Behinderungen Aushandlungen von Nähe und Distanz am Beispiel einer Werkstatt für behinderte Menschen während der Covid-19-Pandemie <i>Sarah Karim</i>	90
»Gehen Sie zurück!« Leibliche Erfahrungen von körperlicher Nähe und Vulnerabilität <i>Melanie Pierburg</i>	10	You are where I am not, and I am where you are not Artistic manifestations in experiencing the absence of another <i>Ilana Reynolds & Sabrina Huth</i>	111
Körperliche Berührung in der Psychotherapie Tabu – Notwendigkeit – Risiko? <i>Brigitte Schigl, Bernhard Siller & Otto Hofer-Moser</i>	29	Impressum	128
<i>Doing Digital Biography</i> Nähe und Alter(n) in pandemischen Zeiten <i>Lea Spahn & Rafaela Werny</i>	50		
Nähe und Distanz in der Kommunikation über die Stimme Digitale Gesangsstunden während der COVID-19-Pandemie <i>Till Hartwig</i>	70		



Psychosozial-Verlag

Florian Bossert

Viraler Angriff auf fragile Subjekte Eine Psychoanalyse der Denkfähigkeit in der Pandemie



2022 · 165 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3163-1

Ein hochaktueller psychoanalytischer Beitrag zum Verständnis der pandemischen Gegenwart – anschaulich, theoretisch informiert und Perspektiven aufzeigend!

Die Covid-19-Pandemie ist Ausdruck einer umfassenden ökologischen und gesellschaftlichen Krise – hervorgerufen durch den menschlichen Drang zur Beherrschung der Natur. Vor diesem Hintergrund untersucht Florian Bossert die Auswirkungen der pandemischen Realität auf die menschliche Denkfähigkeit. Er versteht das Virus als unheimliches Objekt, das das Subjekt zunächst von außen bedroht, als Fremdkörper jedoch zunehmend ins Innere eindringt und sowohl Ängste freisetzt als auch Abwehrmechanismen reaktiviert. So entwirft Bossert einen umfassenden Blick auf die pandemische Gegenwart: Globale Krisen, unbewusste Fantasien, archaische Ängste und Verschwörungsdenken werden im Rückgriff auf Kritische Theorie und Psychoanalyse fruchtbar zusammengedacht, wodurch sich nicht zuletzt Möglichkeiten eröffnen, wie die Gesellschaft mit der Krise umgehen kann.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

»Körperliche/leibliche Nähe«

Editorial

Journal für Psychologie, 30(2), 3–9

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-3>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Wie die Herausgeber_innen in ihrem Vorwort zum *Handbuch Körpersoziologie* anmerken, gibt es Grundbegriffe in der Soziologie, die für die Körpersoziologie maßgebend und gleichzeitig in der allgemeinen Soziologie etabliert sind (Gugutzer et al. 2017, VI). Hierzu zählen Handeln, Kommunikation, Macht oder Wissen. Für diese Begriffe sieht das Handbuch eine Revision aus der Sicht der Körperbezogenheit vor. Es gibt aber auch Begriffe, wie Berührung, Interkorporalität und Rhythmus, die offenkundig körperbezogen sind, aber in ihrer sozialen Dimension noch nicht definiert wurden (ebd.). Diese Begriffe richten sich auf die konkrete körperliche Interaktion, auf die Fremdwahrnehmung, auf die soziale Selbstorganisation durch den Körper, also auf das direkte soziale Miteinander mit einem Fokus auf die Körperlichkeit. Dass diese erste Klärung erst vor fünf Jahren erfolgte, mag etwas überraschend sein. Die alltägliche zwischenleibliche Erfahrung stand nicht nur in der soziologischen (und sozialpsychologischen) Forschung kaum im Mittelpunkt, dieses Erlebnis wird im Alltagsgeschehen auch äußerst selten reflektiert. Es erfordert einen anderen Blick auf den Körper als die Thematisierung des individuellen (wenn auch sozial georteten) Körpers aus der Sicht der Gesellschaft oder umgekehrt (vgl. die Zusammenfassung bei Gugutzer 2004, 49ff.). Dieses Erlebnis hat viel mehr mit der Erfahrung der Welt als ein Ort der Leiblichkeit zu tun: Wir bewegen uns unbemerkt zwischen Körpern und ob wir es wahrhaben oder nicht, die Relation zu den anderen körperlichen Wesen durchdringt auch unsere leibliche Wahrnehmung von unserer Umwelt.

Dass diese eigentlich einfache Tatsache viel bedeutender ist, als wir es Tag für Tag bewusst erleben, ist besonders in den ersten Wochen und Monaten der Covid-19-Pandemie klar geworden, und nicht nur vor dem Hintergrund der Intimität mit geliebten Menschen. Der erzwungene Verzicht auf Kulturveranstaltungen, Konzerte oder Fußballspiele hat die Aufmerksamkeit mancher auf die Relevanz des gemeinsamen Erlebens gelenkt. Die frei zu haltenden Sitzplätze im Zug oder die lockeren Warteschlangen im Supermarkt führten einigen aber auch die latente Belastung durch die ansonsten erzwungene körperliche Nähe vor Augen. Uns wurde also klar, dass wir ständig von anderen Körpern affiziert werden, dass körperliche Nähe, ob wir es merken oder nicht, uns als omnipräsentes Alltagsphänomen permanent affektiv beeinflusst. Im Oktober

2022, als dieses Editorial geschrieben wurde, war die Pandemie zwar nicht vorbei und in Deutschland galten weiterhin zahlreiche Vorschriften, dennoch hatte sich das Verhältnis zu körperlicher Nähe im Vergleich zu den Jahren 2020, 2021 wieder deutlich verändert: Großveranstaltungen, Feste, Konferenzen, Besuche im Altenheim und Krankenhaus waren wieder möglich, wenn auch nicht immer ohne Maske oder Testpflicht. Die hier veröffentlichten Beiträge sind allerdings etwas früher entstanden, 2021 und in der ersten Hälfte 2022, und sind daher den unmittelbaren Erfahrungen während der Pandemie noch näher – auch weil sich vier der sechs Beiträge explizit mit empirischem Material auseinandersetzen, das zu den Lockdowns im Jahr 2020 erhoben wurde. Das Themenheft blickt also vorsichtig zurück auf Erfahrungen während der Pandemie, die vielen die Bedeutung körperlicher Nähe in geteilten physischen Räumen vor Augen geführt hat. Gleichzeitig können die Beiträge noch nicht die Perspektive einer resümierenden Rückschau einnehmen – was nach der Pandemie kommt und wie man dann auf diese zurückschauen wird, muss sich erst zeigen.

Als Herausgeberinnen haben wir das Themenheft im Kontext des vom BMBF geförderten Verbundprojekts »CroMa. Crowd-Management in Verkehrsinfrastrukturen«¹ entwickelt, in dem wir Menschenmengen bei Großveranstaltungen und an Bahnhöfen untersucht haben. Obwohl unserem Forschungsgegenstand, der Sozialpsychologie in Menschenmengen, in der Zeit der Pandemie eine besondere Relevanz zugeschrieben worden ist – wenn auch aus der Perspektive der Abwesenheit –, mussten wir die Großexperimente des Projektes mit mehreren hundert Teilnehmenden um ein Jahr verschieben (siehe Boomers et al. 2023). In eindrücklicher Weise konnte man bei diesen Experimenten beobachten, wie viel Spaß Menschen am körperlichen Kontakt und bisweilen auch an der Konfrontation in Form von Gedränge hatten. Aus den Eindrücken von den Experimenten ist die Idee für dieses Themenheft entstanden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Themenheft dem ethnografischen Prinzip der »Befremdung der eigenen Kultur« (Hirschauer und Amann 1997) folgt und nach Praktiken körperlicher Nähe (und Distanz) zu einem Zeitpunkt fragt, an dem uns die gewöhnlichen Begegnungen mit anderen im geteilten physischen Raum fremd geworden waren (bzw. langsam wieder vertraut werden). Einerseits steckt in dieser Bewegung der Wiederentdeckung eine positive Hinwendung zu körperlicher Nähe, die von Sehnsucht nach und Wertschätzung der unmittelbaren Begegnung gespeist wird. Andererseits kann körperliche Nähe auch negativ konnotiert sein, Angst auslösen oder von abjektiven Momenten begleitet werden.

Diese Fokusverschiebung durch die Pandemie war dementsprechend der Anlass für diese Ausgabe, aber nicht unbedingt das Thema. Der Ausnahmezustand der Pandemie bot einen temporären Schauplatz, das Thema ist aber grundlegend und zeitlos. Dass die Körperlichkeit als Adressat hierzu nicht ausreicht, mag auf der Hand liegen. Der Begriff des Leibes bietet eine Alternative, wird allerdings oft nur im phänomenologi-

schen Kontext eingesetzt. Nichtsdestotrotz: »Das Wort ›Leib‹ taucht bereits in der Alltagssprache auf, es ist keine Erfindung der Philosophen. Das Wort ist deshalb so komplex und so schwierig zu fassen, weil alles mögliche darin anklingt«, fasst Bernhard Waldenfels (2000, 14) die Schwierigkeiten mit dem Begriff zusammen, bevor er sich in seinem Buch genau diesem Thema widmet. Mit unserem Call »Körperliche/leibliche Nähe« haben wir nicht ausschließlich eine phänomenologische Ausrichtung der Einreichungen angestoßen, sondern das »Alles mögliche«, die Vielfalt der leiblichen Erfahrungen, adressiert.

Das Themenheft spricht also das breite Spektrum positiver, negativer und ambivalenter Zugänge zum Körper an und fragt unter anderem: Welche Rolle spielt der Körper und die Leiblichkeit in sozialen Begegnungen? Welche Bedeutung hat die leibliche Wahrnehmung von anderen für unser Wohlbefinden? Auf welche Art und Weise wird der Körper in der sozialen Interaktion eingesetzt? Das Material für zwei Beiträge entstand unabhängig von und teilweise schon vor der Pandemie, die anderen vier Beiträge präsentieren empirisches Material aus der Zeit der Pandemie. Allerdings erfolgt dies in drei Beiträgen als Weiterführung von bereits begonnenen Forschungsvorhaben unter veränderten Bedingungen. Eine detaillierte Analyse körperbezogener sozialer Interaktionen erfolgt im öffentlichen Raum (Pierburg), in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung (Karim), bei Gesangsstunden (Hartwig) und im Rahmen des Kunstprojekts »You are where I am not, and I am where you are not« (Reynolds und Huth). Das Thema Berührung in der Psychotherapie wird anhand von Experteninterviews thematisiert und kritisch diskutiert (Schigl, Siller und Hofer-Moser). Die Digitalisierung der Gesellschaft steht seit geraumer Zeit im Fokus der Sozial- und Kulturwissenschaften und hat während der Covid-19-Pandemie weiter an Bedeutung gewonnen. Die Einschränkungen des öffentlichen Lebens in nahezu allen Bereichen haben allerdings auch die Grenzen der Verlagerung des gesellschaftlichen Lebens in die virtuelle Dimension aufgezeigt. Zwei Beiträge setzen sich explizit mit digitalen Räumen auseinander: mit einem Online-Seminar für Senior_innen (Spahn und Werny) und digital geführten Gesangsstunden (Hartwig). Reynolds und Huth vermischen im Rahmen der »Imagined Choreographies« die Möglichkeiten der Begegnung miteinander in digitalen und analogen Räumen und erweitern ihre Betrachtung mit der Dimension der Zeit. In allen drei Fällen wird deutlich, wie kreativ Menschen mit diesen neuen Formaten umgehen, aber auch, dass und wo sie jeweils an ihre Grenzen stoßen. Besonders intensiv und plastisch wird in dem Kunstprojekt erfahrbar, dass körperliche Nähe im geteilten physischen Raum nicht bloß der Distanz entgegengestellt werden sollte, sondern dass auch durch Abwesenheit auf Anwesenheit verwiesen werden kann.

Wir freuen uns, dass die Beiträge diese Hinwendung zur körperlichen Nähe aufgreifen, aber allesamt, wenn auch mit unterschiedlichen Methoden und Kontexten, die

empirischen und theoretischen Komplexitäten ausarbeiten, die das Spannungsfeld Nähe und Distanz bereithält.

Zu den Beiträgen

Alltägliche Interaktionen im öffentlichen Raum stehen – ganz in der Tradition von Erving Goffman – im Zentrum des Beitrags von *Melanie Pierburg*. Sie nimmt die Leser_innen mit zum Joggen und Einkaufen in den Supermarkt – mitten zu Zeiten des Lockdowns. Anhand autoethnografischer Protokolle zeigt sie im Detail auf, wie das Abstandwahren miteinander kommunikativ ausgehandelt wird. Die Autorin nutzt einen phänomenologischen theoretischen Zugang und interessiert sich nicht für den »Körper, verstanden als lebendiges Objekt in einer Umwelt, sondern vielmehr [für den] [...] Leib als verbindende[n] Bezug zur Welt«. In den Analysen der Situationen zeigt sich einerseits das Gelingen einer gemeinsamen neuen Raumordnung, aber auch das Scheitern sozialer Interaktionen aufgrund der gebotenen körperlichen Distanz.

Brigitte Schigl, *Bernhard Siller* und *Otto Hofer-Moser* setzen sich mit körperlichen Berührungen in der Psychotherapie auseinander – einem Thema, das seit den 1990er Jahren wenig bearbeitet und diskutiert wurde. Grundlage sind fünf Expert_inneninterviews mit Psychotherapeut_innen, die ihre Ausbildung in den 1970er/80er Jahren im Bereich der Integrativen Therapie gemacht und Erfahrungen mit körperorientierten Praktiken haben. Die Interviews werden sowohl inhaltsanalytisch als auch kritisch-hermeneutisch ausgewertet. So wird einerseits das Potenzial von Berührungen als Intervention in der Psychotherapie deutlich, andererseits diskutierbar, inwiefern Machtverhältnisse den Einsatz von Berührung strukturieren. Aus den Interviews spricht eine Sehnsucht nach einem offenen Umgang mit Berührungen, die in dem Beitrag eingeordnet und reflektiert wird.

Lea Spahn und *Rafaela Werny* gehen in ihrem Artikel den Auswirkungen des *Social Distancing* auf die (Selbst-)Wahrnehmung älterer Menschen nach. Den Anlass bot den beiden Autorinnen ein Online-Seminar im Rahmen eines weiterbildenden Studiums für Senior_innen zum Thema Biografiearbeit. Die Abwesenheit der Körper in der konkreten Interaktion wurde in den Diskussionen durch eine starke Präsenz der Körper als Träger des Alterungsprozesses abgelöst. Das Reden über die eigene Biografie förderte eine Positionierung zum eigenen Körper zutage sowie die (Neu-)Verortung eines früheren leiblichen Ichs in der gegenwärtigen Identitätskonstruktion. Die Zitate der Senior_innen zeichnen das Bild einer heterogenen Gruppe, die – etwas überfordert von der Aufmerksamkeit der gesamten Gesellschaft – versucht, sich der homogenisierenden Kraft des Pandemiediskurses zu entziehen. Mit Selbstdifferenzierungen entlang des Lebensstils, Gesundheitsstandes oder eben durch die Ausdifferenzierung des Al-

ters werden Akzente gesetzt, die die Wahrnehmung der körperlichen Gefährdung in ein neues Licht rücken: Wenn die eigene Mutter von der Gesellschaft als gefährdet adressiert wird, erscheint im Vergleich die eigene Gefährdung als vernachlässigbar. Die anonymisierende Kategorie des Alters führt in diesem Zusammenhang zu einer distanzierenden sozialen Haltung, zu einer Bezeichnung, die mit ihrer diskursiven Existenz (sozialen) Abstand schafft.

Inwieweit braucht der professionelle Gesangsunterricht die räumliche Kopräsenz von Schüler_in und Lehrer_in? Bis vor drei Jahren hätte noch niemand ernsthaft diese Frage in Betracht gezogen. Die veränderten Bedingungen der Pandemie ließen *Till Hartwig* dieser Frage systematisch nachgehen. Seine Analyse zeigt nicht nur die zutiefst leibliche Erfahrung des Singens, die den Körper ganzheitlich involviert. Sie zeigt auch die Verschränkung des eigenen und fremden Leibes im Akt des Singens und des Zuhörens. Waldenfels beschreibt diese Eigenschaft der Stimme sehr anschaulich als ein doppeltes Wahrnehmungsereignis: Die Stimme ist nicht einfach ein Produkt von jemandem, sondern sie nimmt erst in uns selbst und in den Zuhörer_innen Gestalt an. In dem Sinne kann man die Stimme nicht »besitzen«, sondern man kann sich in ihr präsentieren. Die Arbeit mit ihr ist aber nicht nur wegen der Doppelperscheinung der Stimme erschwert, sie ist zusätzlich auch nicht vom Raum zu trennen. Die Stimme ist nicht einfach im Raum »vorhanden«, sondern sie bildet den Raum durch den Klang selbst, der Raum bildet ein Volumen: »Ein Musikstück wird nicht einfach irgendwo in einem Raum aufgeführt, sondern dieser Raum spielt mit, modulierend, verstärkend oder dämpfend« (Waldenfels 2000, 382). In seinem Beitrag zeigt Till Hartwig anhand von Beobachtungen, Videoanalysen und Interviews, dass der Ersatz von Gesangsunterricht im geteilten physischen Raum durch Videotelefonie besonders bezüglich der Beurteilung des Klanges kaum mehr als eine notgedrungene Alternative bietet. Neben dem Klang hören das Zeigen der Körperrnutzung und das berührende Fühlen des (eigenen) Körpers zum Instrumentarium der Techniken des Gesangsunterrichts. Während die visuelle Übertragung des Zeigens mehr Potenzial für den erfolgreichen Einsatz im digitalen Raum aufweist, kann die fremde Berührung am einfachsten durch Anweisungen zur Selbstberührung ersetzt werden.

Der Beitrag von *Sarah Karim* führt nahebezogene Konfliktsituationen des zwischenmenschlichen Miteinanders vor Augen, die allerdings erst im Lichte der Pandemie offen bzw. für viele merkbar problematisch wurden. Der genau vorgegebene, quantifizierte körperliche Abstand stellte besonders in den ersten Monaten der Pandemie die Urteilskraft von allen auf die Probe. Dass der »1,5-Meter-Abstand« nicht nur in Maßeinheiten auszudrücken ist, sondern auch als ein Instrument der Vergegenwärtigung von sozialen Relationen und Differenzierungen dient, thematisierte Stefan Hirschauer (2020) im ersten Jahr der Pandemie. Die sozial kontextualisierte und situationell ausgearbeitete Charakteristik der »neuen Nähe« wird an den Interaktionsbeispielen im

Beitrag von Sarah Karim besonders deutlich. Die teils konflikthafte, aber in anderen Fällen auch unproblematische Thematisierung der physischen Nähe zwischen Beschäftigten bzw. Mitarbeitenden in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung zeigt die Verunsicherung der Umgangsformen miteinander sowie die Schwierigkeiten der Aushandlung des »richtigen« Abstandes. Unter welchen Bedingungen, wo, von wem und welcher Abstand genau eingehalten werden soll, ist nicht nur stark in der aktuellen Interaktionsordnung eingebettet, sondern steht auch im Zusammenhang mit Machtansprüchen und Deutungshoheit. Die Vulnerabilität von Menschen mit Behinderung ist auch in dieser Hinsicht das zentrale Thema des Beitrags.

Im Beitrag von *Sabrina Huth* und *Ilana Reynolds* beschäftigen sich die beiden Choreografinnen mit Praktiken der Verkörperung und Materialisierung von Abwesenheit. Ihr Ansatz wird geleitet durch Ideen des zeitgenössischen philosophischen Diskurses über *embodiment*, die sie in ihre choreografische Arbeit einfließen lassen. Die Abwesenheit wird hier als eine höchst materialistische Angelegenheit konzeptualisiert, die in der Frage kumuliert, wie eine Begegnung mit jemandem möglich ist, die oder der nicht präsent ist. Die Herangehensweise ist ungewöhnlich und sehr inspirierend für die Sozialwissenschaften: Durch die performative (und nicht die rekonstruktive) Art des Erfahrens werden Körperlichkeit und Leiblichkeit vor Augen geführt, ohne dabei die zwischenmenschliche Dimension aus dem Blick zu verlieren. So wird es möglich, Erkenntnisse zutage zu fördern, die auf der direkten leiblichen Erfahrung basieren und konzeptionell in theoretischen Diskursen verankert sind. Performative Forschung wird dabei von den Autorinnen im Sinne von Henk Borgdorff (2008, 96) verstanden: »How much theory does artistic research need? Well, we should not say ›Here is a theory that sheds light on artistic practice‹, but ›Here is art that invites us to think‹«. Ganz in diesem Sinne regt die Arbeit von Sabrina Huth und Ilana Reynolds zum Denken über unser verkörpertes Verhältnis zueinander, zur Abwesenheit und zur Vorstellungskraft in menschlichen Beziehungen an.

Krisztina Konya & Anna Sieben

Anmerkung

- 1 Weitere Information zum CroMa-Projekt: <https://www.croma-projekt.de/de>.

Literatur

Boomers, Ann K., Maik Boltes, Juliane Adrian, Mira Beermann, Mohcine Chraibi, Sina Feldmann und Frank Fiedrich et al. 2023. Pedestrian Experiments in the CroMa-Project: A Data Guidance Paper. In Erscheinung. *Collective Dynamics* 8.

- Borgdorff, Henk. 2008. »Artistic Research and Academia: An Uneasy Relationship«. In *Yearbook for Artistic Research 2008*, hrsg. v. Swedish Research Council, 82–97.
- Gugutzer, Robert. 2004. *Soziologie des Körpers. Einsichten. Themen der Soziologie 7*. Bielefeld: UTB; transcript Verlag.
- Gugutzer, Robert, Gabriele Klein und Michael Meuser, Hrsg. 2017. *Handbuch Körpersoziologie: Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hirschauer, Stefan. 2020. »Pandemische Humandifferenzierung.« In *Die Corona-Gesellschaft: Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, hrsg. v. Michael Volkmer und Karin Werner, 217–26. X-Texte zu Kultur und Gesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hirschauer, Stefan und Klaus Amann, Hrsg. 1997. *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard. *Das Leibliche Selbst: Vorlesungen Zur Phänomenologie Des Leibes*, hrsg. von Regula Giuliani. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1472. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Die Herausgeberinnen

Anna Sieben, Dipl.-Psych., Dr., ist assoziierte Professorin für Kultur- und Sozialpsychologie an der Universität St. Gallen. Arbeitsschwerpunkte: Elternschaft im Kulturvergleich, Psychologisierung des Alltags, Relationalität, Fußgängerdynamiken, Menschenmengen, Qualitative Methoden, Mixed-Methods.

Kontakt: anna.sieben@unisg.ch

Krisztina Konya, Dipl. Soz., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum Jülich im Institutsbereich Zivile Sicherheitsforschung sowie Promovierende am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Interaktion im öffentlichen Raum, Anonymität, Fußgängerdynamiken, phänomenologische Soziologie.

Kontakt: krisztina.konya@rub.de

»Gehen Sie zurück!«

Leibliche Erfahrungen von körperlicher Nähe und Vulnerabilität

Melanie Pierburg

Journal für Psychologie, 30(2), 10–28

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-10>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Nähe ist ein Bestandteil sozialer Situationen, der im alltäglichen Erleben oftmals wenig explizite Aufmerksamkeit erfährt, aber während der COVID-19-Pandemie auf besondere Weise reflexiv wurde. Anhand von ethnografischen Daten lässt sich zeigen, wie sich das Herstellen und die Vermeidung von Nähe gestaltet, wenn Körper nicht nur als infektiös und damit vulnerabel kodiert werden, sondern darüber hinaus in dieser Verletzlichkeit erlebt werden. In Anlehnung an phänomenologische Konzepte von Maurice Merleau-Ponty und Hermann Schmitz wird diese Erlebensspur rekonstruiert, wobei der Leib im Zentrum der hermeneutischen Auslegungen steht. Das Feld der alltäglichen Transformationen durch die Pandemie dient aber auch einem allgemeineren Erkenntnisinteresse: Wie ist das Erfahren von Nähe in den leiblichen Zugang zur Welt eingebunden? Es wird ein verstehender Zugang zu diesem Erfahrungsaspekt vorgestellt. Mit der Verschränkung phänomenologischer Theorien und Beobachtungsdaten werden Leiblichkeit und Nähe aufeinander bezogen, um eine Perspektive auf soziale Situationen zu ermöglichen, die sich dem Erleben nachvollziehend annähert.

Schlüsselwörter: Nähe, Phänomenologie, Leib, Ethnografie, Maurice Merleau-Ponty, Hermann Schmitz, Pandemie, Covid-19

Summary

»Go back!«

Bodily Experiences of Physical Proximity and Vulnerability

Proximity is a component of social situations that often receives little explicit attention in everyday experience but becomes especially poignant during the COVID-19 pandemic. Ethnographic data allow us to demonstrate how proximity is produced and avoided when bodies are not only coded as infectious and thus vulnerable, but also experienced in this

vulnerability. Following the phenomenological concepts of Maurice Merleau-Ponty and Hermann Schmitz, this path of experience will be reconstructed with the body at the centre of the hermeneutic interpretations. Furthermore, the field of everyday transformations through the pandemic will serve a more general interest: How is the experience of proximity integrated into the physical approach to the world? An insightful approach to this aspect of experience will be presented. Physicality and proximity are to be related by interweaving phenomenological theories and observational data in order to enable a perspective on social situations that approaches the experience in a comprehensible way.

Keywords: Proximity, phenomenology, body, ethnography, Maurice Merleau-Ponty, Hermann Schmitz, pandemic, Covid-19

1 Einleitung

Wenigstens in der Neuauflage von *Sex and the City* ist die Corona-Pandemie *just like that* vorbei.¹ Die in den Zeitgeist der Gegenwart geboosterte Serie beginnt damit, dass Carrie, Miranda und Charlotte in einer überfüllten Halle stehen und von den Vorbeiströmenden angerempelt werden. Da fragt die Protagonistin ihre Freundinnen seufzend, ob sie sich noch an die Zeit erinnern könnten, als man gesetzlich festgelegt eineinhalb Meter Abstand zu anderen Personen halten musste. Hier klingt eine Utopie an, in der die Erinnerungen an Abstandsregelungen nostalgische Gefühle hervorrufen. Die vollendete Vergangenheit der Pandemie wird dabei an körperlicher Nähe, an mehr oder minder zufälligen Distanzreduktionen festgemacht. Und so zeigt uns die populäre Kultur, was wir auch in unserem Alltag erfahren: Der gesellschaftliche Umgang mit COVID-19 bezieht sich in beträchtlichem Maße auf unsere Körperausrichtungen und damit verbundenen Konstellationen und wird unter anderem deswegen als alltagsweltliche Zäsur erlebt. Zumindest am Beginn der Pandemie war das der Fall, als physische Nähe im Sinne eines Vollzugsmodus des öffentlichen Lebens reflexiv wurde.

Wie nahe wir anderen Menschen körperlich kommen (dürfen), variiert nach Kultur, Situation und der jeweiligen sozialen Beziehung. In vielen Fällen geschieht die Herstellung von Nähe bzw. Distanz präreflexiv. Ich *weiß* beispielsweise, in welchem Abstand ich zu den Personen stehen darf, die mit mir in einer Berliner U-Bahn-Station auf den Zug warten. Zumindest vor den Verbreitungswellen der Infektionskrankheit waren viele öffentliche Situationen, in denen sich die Präsenz von Körpern verdichtete, auf der Grundlage eines impliziten Wissens (siehe Schatzki 2016) bewältigbar. Wenn ich heute² in einer U-Bahn-Station stehe, wird mir nicht nur durch Schilder und Aufkleber auf dem Boden kommuniziert, dass der Mindestabstand zu anderen Menschen eineinhalb Meter betragen muss, darüber hinaus wird mir durch das Piktogramm eines

Ponys eine bildliche Einschätzung des legitimen Zwischenraumes vermittelt. Die symbolischen Hinweise, die sich im Berliner Untergrund finden, richten sich darauf, mein implizites Wissen umzukodieren; es soll verhindert werden, dass ich anderen Menschen buchstäblich auf den Leib rücke. Und um genau diese empirische und theoretische Kategorie und ihre Implikationen für soziale Situationen geht es in dem Artikel. Denn mich interessiert hier nicht der Körper, verstanden als lebendiges Objekt in einer Umwelt, sondern vielmehr der Leib als verbindender Bezug zur Welt. Diese Kategorie erlaubt, sich dem Erleben rekonstruktiv anzunähern. In meinem Fokus steht folglich das, was vor, neben und nach dem Sinnieren über die Länge des Ponys geschieht. Anhand von Datenmaterial, das ich während der ersten Phase der Corona-Pandemie erhob, gehe ich der Frage nach, wie der Leib bzw. Leiblichkeit soziale Situationen hinsichtlich des Phänomens der Nähe mithervorbringt, in denen Menschen physisch ko-präsent sind. Nähe, verstanden als physische Reduktion von Distanz, wird als konstitutive Dimension sozialer Interaktionen nachvollzogen. Das Feld, also das Leben unter politisch und gesellschaftlich regulierten Pandemiebedingungen, eignet sich für so ein grundsätzliches Erkenntnisinteresse, da hier Nähe zum Problem und solchermaßen verstärkt wahrnehmbar sowie reflektierbar wird. Demnach ist die Pandemie, neben allen Verheerungen, auch eine Chance, einer sozialen Grunderfahrung empirisch nachzugehen. Dazu wird das ethnografische Datenmaterial vorgestellt, gedeutet und schließlich mit phänomenologischen Konzepten theoretisch perspektiviert. Um der Vielseitigkeit analytischer Bezugsmöglichkeiten gerecht zu werden, werden im Besonderen zwei phänomenologische Autoren herangezogen: Maurice Merleau-Ponty und Hermann Schmitz. Sie werden aber nicht mit ihrem jeweiligen Gesamtwerk in Beziehung zu den Daten gesetzt, sondern nur mit speziellen Konzepten oder theoretischen Teilaspekten, die eine besondere Passgenauigkeit zu diesen aufweisen. Zunächst möchte ich die genannten Philosophen vorstellen und dabei diskutieren, inwiefern sich der Bezug auf diese facettenreiche Disziplin eignet, um konkrete empirische Fragestellungen zu bearbeiten.

2 Variationen des Leibes bei Merleau-Ponty und Hermann Schmitz

Nicht nur als nostalgischer Fan, sondern auch als fernsehgeschulte Soziologin möchte ich noch einmal *Sex and the City* als Beispiel bemühen, um in die (leibbezogene) Phänomenologie einzuführen. Schließlich zeigt die Serie in ihrer (historischen) Entwicklung, wie sehr sich der menschliche Zugang zur Welt als leiblicher vollzieht. Sah man hier in den 1990er und frühen 2000er Jahren noch Mittdreißigerinnen, die unerschütterlich auf High Heels durch New York stöckelten, sich in schlaflosen Nächten der seriellen Monogamie hingaben und ihre sexuellen Begegnungen bei Cocktails dis-

kutierten, präsentiert uns das Spin-off Frauen in ihren Fünfzigern, die sich aufgrund von Hüftproblemen Treppen hochquälen, durch Verlusterfahrungen in die Schlaflosigkeit getrieben werden und ihre Alltagsprobleme mit zu viel Alkohol kompensieren. Das Erwachsensein ist dem Älterwerden gewichen, beides wird (auch) über den Leib erzählt, der die lebensweltlichen Orientierungen und Relevanzen mithervorbringt. Die Narration kann hier entsprechend als Illustration für leibphänomenologische Zugänge dienen, die sich historisch aus der Phänomenologie entwickelten, welche zunächst das Bewusstsein im Zentrum ihrer Theorien verankerte (zu den Theorien und ihren Entwicklungen siehe exemplarisch Schütz 1932; Schütz und Luckmann 1979, 1984; Husserl 1981; Zavahi 2008; Fellmann 2020).

Merleau-Ponty, einer der bekanntesten Vertreter der Leibphänomenologie, rückt in seinen philosophischen Abhandlungen den Leib auf spezifische Weise in den Mittelpunkt der Welterkenntnis und -erfahrung. Diese Kategorie, welche sich bereits bei Husserl findet (Bermes 2012, 71), ermöglicht eine neue Ausrichtung mit einem anti-intellektualistischen Impetus, die darüber hinaus mit einer starken Gewichtung der Sozialität einhergeht (Fellmann 2020, 125). Der Leib ersetzt hierbei aber nicht einfach das Bewusstsein: Merleau-Ponty verschiebt das Intentionalitätsargument, indem er das Bewusstsein, das immer Bewusstsein von etwas ist, das nur durch eben dieses zugänglich ist, zugunsten einer leiblichen Verstrickung mit der Welt relativiert, die nicht eingeklammert wird (Crossley 2017, 317–318). Der Mensch steht demnach in einem »verkörperte[n] Verhältnis« (ebd., 318) zu seiner Umwelt. Dieser primordiale Weltzugang wird mit einer Ambiguität assoziiert. So ist der Leib in seiner Doppeldeutigkeit als Objekt und »als Vollzugsort der fungierenden Intentionalität« (Bermes 2012, 62) zu verstehen, wobei »das Soziale auf dumpfe Weise als stumme Forderung« (Merleau-Ponty 1966, 414) wirkt.

Merleau-Ponty (1966, 6) interessiert sich ebenso wie Husserl dafür, wie die Welt dem Menschen erscheint, setzt aber vor Bewusstwerdungsprozessen an und widmet sich der darunter liegenden Erfahrungsebene. Im Leib findet er die Verbindung zwischen Mensch und Welt, über ihn ergibt sich ein Zugang, ein »Zur-Welt-sein« (ebd., 103), dabei ist er zugleich »*Medium* zur Welt« (Waldenfels 2010, 166; Hervorhebung im Original) und »*Verankerung* in der Welt« (ebd.; Hervorhebung im Original). Menschen erkennen und erfahren sich nur in diesem Weltverhältnis, es gibt kein irgendwie abgetrenntes Innenleben, in dem Einblicke entstünden (Merleau-Ponty 1966, 7). Demnach nimmt der Leib die Gestalt vorweg, auf die er sich richtet, beispielsweise das Glas, nach dem sich die Hand ausstreckt. In die Bewegung schreibt sich das Glas ein, es entsteht eine strukturelle Komplementarität, die sich nur im leiblichen Vollzug als einer gerichteten Zuwendung zeigt (ebd., 99). Merleau-Ponty beschreibt auch die Widersprüchlichkeit, die mit diesem Weltbezug verbunden ist: Die Dinge, auf die sich der Leib richtet, sind im Erleben nur in diesem Gerichtetsein existent, scheinen aber

gleichsam darüber hinauszugehen, ohne dass sie in dieser Dimension erfahrbar wären (ebd., 107). Jene Zweiseitigkeit löst er nicht auf, sondern beschreibt sie – so verfehlt er mit der Logik der Reflexion nicht die Eigenheiten des leibhaften Weltzugangs.

Mit dieser Herangehensweise, die Unschärfen des leiblichen Weltbezugs in phänomenologischer Tradition zu beschreiben und dabei nicht zu negieren, gibt sich ein aktueller Vertreter der Phänomenologie nicht zufrieden, der sich auch dem Leib als philosophischem Angelpunkt zuwendet: Hermann Schmitz. Er kritisiert Merleau-Ponty für seine Sprunghaftigkeit (Schmitz 2019d, IX) und entwickelt ohne jede Tendenz zu assoziativer Zügellosigkeit ein System der Philosophie, in dem sowohl dem Leib (Schmitz 2019c) als auch dem leiblichen Raum (Schmitz 2019b) ein eigener Teil gewidmet wird. Sein Gedankengebäude bringt er auf den Nenner *Neue Phänomenologie*, was einerseits ein Hinweis auf die Denktradition ist, der er sich zuordnet, andererseits die Abgrenzung zu dieser deutlich macht. Schmitz (2014, 15) stellt sich in seinen Werken gerne gegen seine eigene Disziplin, die Philosophie, der er vorwirft, sich in transzendenten Spekulationen zu verfangen und dabei Theorien zu entwickeln, die einem »*Innenweltdogma*« (Schmitz 1998, 10; Hervorhebung im Original) Vorschub leisten, welches nicht nur den philosophischen Erkenntnisfortschritt vereinseitige, sondern auch das Alltagsempfinden (negativ) verändere (ebd., 8). Dabei wendet sich Schmitz, ebenso wie Merleau-Ponty, gegen die Überzeugung, die Erkenntnis der Welt wurzele in einem inneren Erfahrungszentrum, das irgendwie mit der Umgebung und ihren Dingen verkoppelt sei. So modelliert er beispielsweise Gefühle als Atmosphären, die – überindividuell und räumlich gedacht – ein klimaähnliches Eigenleben führen und Menschen in ihrer Leiblichkeit ergreifen können (Schmitz 2019a). Hier zeigt sich die Besonderheit des Schmitz'schen Leibbegriffs: Im Gegensatz zu Merleau-Ponty versteht er den Leib als ein vor allem der Passivität verpflichtetes Weltorgan. Er wird von Regungen, Atmosphären, Gefühlen etc. geradezu heimgesucht (siehe Soentgen 1998, 108–109). Diese pathische Perspektive ist dem Unterfangen geschuldet, die »unwillkürliche Lebenserfahrung« (Schmitz 1998, 7) in der Theoriebildung auszuleuchten und gegen die vermeintliche wissenschaftliche Ignoranz zu verteidigen.

Merleau-Ponty und Schmitz sind in ihrer Argumentation da kongruent, wo sie eine Innenwelt, die einer Außenwelt gegenübergestellt wird, ablehnen. Sie unterscheiden sich aber hinsichtlich der Aktivität bzw. Passivität, die sie dem Leib jeweils zuschreiben. Während der Leib bei Merleau-Ponty in der Hinwendung zur Welt mit dieser geradezu verschmilzt, konturiert Schmitz eine pathische Version.

Die leibbezogenen phänomenologischen Konzepte sind für das Verstehen konkreter gelebter Wirklichkeit interessant, da sie sich dem Erleben in seiner vorrationalen Grundierung zuwenden. Dadurch sind theoretische Perspektivierungsweisen gegeben, die empirische Daten in ein neues Licht rücken können, indem die »soziale[n] Akteure als leibliche Selbste« (Lindemann 2017, 57) verstanden werden, die sich in

Beziehung zur Umwelt erleben (ebd.). So werden beispielsweise sportliche Aktivitäten (Allen-Collinson et al. 2021), Unfälle beim Kauen (Saerberg 2015) oder Museumsbesuche (Schmitt 2012) in ihren leiblichen Aspekten zugänglich. Mit dem Rekurs auf leibphänomenologische Theorien können Phänomene hinsichtlich ihrer Mitwirkung an sozialen Situationen rekonstruiert werden, die in anderen Herangehensweisen schlicht übersehen werden, Stimmungen und Gefühle, aber auch die Nähe.

Die Vorstellung theoretischer Bezüge dient dazu, einen Rahmen aufzuspannen, in dem nun die Empirie präsentiert und gedeutet wird. Konkrete phänomenologische Konzepte der genannten Autoren werden in der Auseinandersetzung mit den Daten eingeführt und fungieren als interpretativ genutzte Distanzierungsmöglichkeit, die an der Rekonstruktion der Sinnfiguren ausgerichtet ist. So wird eine empiriegeleitete Annäherung an Nähe als phänomenologisches Phänomen entwickelt, das bewusst nicht im Vorfeld konzeptualisiert und damit festgelegt wird.

3 Nähe als Dimension sozialer Situationen

Für meine phänomenologisch inspirierten Deutungen der COVID-19-Pandemie nutze ich Beobachtungsdaten, die ich in der ersten Welle des Infektionsgeschehens erhob. Dazu machte ich meine alltägliche Lebenswelt zum Forschungsfeld und protokollierte soziale Situationen, in denen sich Transformationsprozesse zeigten. Diese qualitativ ausgerichtete methodische Herangehensweise basiert darauf, Subjektivität als Erkenntnisressource zu nutzen. Entsprechend wird weder eine Hypothese geprüft noch eine möglichst distanzierte Haltung zum Forschungsfeld eingenommen. Die angestrebten Deutungen rekurrieren auf einen verstehenden Nachvollzug, der sich aus der Distanzreduktion während der Datenerhebung und der Distanzintensivierung bei der Datenanalyse speist. Diese Form des Forschens kann man der lebensweltanalytischen Ethnografie zurechnen, die eine möglichst intensive Involvierung mit Forschungsfeldern sucht, um sich den damit verbundenen typischen Perspektiven anzunähern (Hitzler und Eisewicht 2020). Subjektivität und ihre Auslegung hinsichtlich der sinnhaften Hervorbringung sozialer Situationen sind der methodische Dreh- und Angelpunkt. Das wird durchaus auch kritisch diskutiert, schließlich ist der Status der Subjektivität in der Wissenschaft umkämpft (exemplarisch Breuer 2003).

Im Folgenden präsentiere ich diese Form des subjektivitätsbezogenen Forschens und werde dazu Beispiele für Situationstypen anhand von Protokollausschnitten vorstellen, rekonstruieren und schließlich phänomenologisch rahmen. Dieser Dreischritt ist notwendig, um einer zu stark erkenntnistheoretischen Ausrichtung vorzubeugen und die (Leib-)Phänomenologie in Beziehung zu einem Situationsverständnis zu setzen, das zur Sinn dimension hin geöffnet ist.

In meinem Datenmaterial finden sich diverse Kontexte, die hinsichtlich der Nähe-Thematik relevant sind, zwei sollen analysiert werden: Erstens das Joggen in einer innerstädtischen Umgebung. Die damit verbundene Wahrnehmungsperspektive basiert auf einer beschleunigten, regelmäßigen Fortbewegung, mit der ein beständiger Wechsel der Szenerie einhergeht, welcher eine permanente räumliche Orientierung notwendig macht. Dabei bilden sich im Sinne Schmitz' (2019c, 151) spezifische »Leibesinseln«, in meinem Fall unter anderem das schmerzende linke Knie. Zweitens der Besuch eines Lebensmittelgeschäfts. Hier ist die Wahrnehmungsperspektive mit dem Stop-and-go des Einkaufens assoziiert, das wiederum mit der räumlichen Gestaltung des Supermarkts verbunden ist, den Gängen und Truhen, der Sortierung der Lebensmittel.

3.1 Joggen: Apokalypse und Kooperation

Protokollausschnitt vom 22.03.2020

Es ist Sonntagnachmittag, 17 Uhr. Die Sonne scheint und der Himmel ist blau. Ich habe Lust, joggen zu gehen. Der Drang wird immer größer. Schließlich ziehe ich meine Joggingklamotten an, bitte meinen Freund, mich wieder hereinzulassen, damit ich keinen Schlüssel mitnehmen muss, und laufe die Treppen herunter. Als ich durch die Tür gebe, empfängt mich strahlender Sonnenschein. Ich jogge langsam los. Ein paar Autos fahren auf der Straße, die Bürgersteige vor mir sind, soweit ich sehen kann, leer. Ich laufe über eine grüne Ampel.

Die Protokollpassage beginnt mit einer Präambel, in der die Situation gerahmt und die Handlungsintention eingeführt wird. Dabei ist die COVID-19-Pandemie relevantes Hintergrundwissen, das eine Erklärung liefert, warum das Bedürfnis, die Wohnung für das Joggen zu verlassen, einen Schwellenwert überschreiten muss, um realisiert zu werden. Der Freund der Ethnografin wird dabei als signifikanter Anderer eingeführt, der als Teil des privaten Schutzraumes die Rolle innehat, dessen Zugänglichkeit zu bewahren. Hier zeigt sich bereits, dass (legitime) soziale und physische Nähe in der Pandemie in gesteigerter Form eine räumliche Dimension aufweist. Das frühlinghafte Wetter spielt eine ausschlaggebende Rolle für den Austritt aus dem privaten Sicherheitsbereich; phänomenologisch perspektiviert, erzeugt es eine räumliche Stimmung (siehe mit Bezug auf die Neophänomenologie Böhme 2019), die den Ortswechsel motiviert. Der Beginn des Joggens markiert die Dynamisierung der Wahrnehmungsperspektive, die auf typische Akteure der Szenerie gerichtet ist: Fahrzeuge und Fußgänger:innen. Das Joggen wird an den städtebaulichen Bedingungen ausgerichtet, denen ein Skript eingeschrieben ist (siehe Wilde 2021), dem die Ethnografin folgt.

Dann jogge ich eine Straße herunter und gelange an eine große Kreuzung mit einer weiteren Ampel. Hier sehe ich ein paar Fußgänger. Ein paar Meter neben mir steht ein Mann. Die Ampel springt auf Grün. Ich laufe über die Kreuzung. Vor mir auf dem Bürgersteig sehe ich eine ältere Frau. Sie trägt einen langen Pelzmantel. Unter einer Art Tuch, das Kopf und Ohren bedeckt, sehe ich graue Haare. Ich jogge in ein paar Metern Abstand rechts um sie herum und überhole sie so.

Die Verkehrsampel erweist sich als Knotenpunkt für die physische Präsenz von Fußgänger:innen. Die Ethnografin nimmt eine Frau wahr, die sie einer älteren Generation zuordnet, was sie zu einem Überholmanöver motiviert, das Abstand gewährleistet. Die Handlungsorientierung ist auf das Vermeiden von Nähe gerichtet. Auf diese Weise wird der Raum als sozialer bewusst in der Slalombewegung mithervorgebracht – nicht nur die Dinge konstituieren ihn, sondern ebenso die Menschen über Platzierungen und Wahrnehmungsleistungen (Löw 2019, 158–161).

Ich laufe die Straße herunter. Der Bürgersteig ist relativ breit, trotzdem habe ich Angst, ich könnte jemandem zu nahe kommen. Ich fühle mich, als joggte ich durch einen Apokalypse-Film. Muss ich hier sein und andere Menschen und außerdem mich selbst gefährden? Neben mir liegt eine zu Stoßzeiten relativ dicht befahrene Straße. Der Bürgersteig verengt sich. Ich sehe, dass ein Paar auf mich zukommt. Ich schaue nach hinten, sehe, dass kein Auto heranzfährt, und laufe auf die Straße, bis das Paar hinter mir ist. Erst dann jogge ich zurück auf den Bürgersteig. Jetzt fühle ich mich weniger schuldig und panisch. Das ist kein Apokalypse-Film, sondern ein Spiel. Ein Kinderspiel. Halte größtmöglichen Abstand zu allen Menschen, die Dir begegnen. Es wird unterschiedliche Schweregrade geben. Vielleicht ist es eine Art Computerspiel.

Die Ethnografin richtet ihre Aufmerksamkeit beim Joggen vor allem auf die Infrastruktur, die üblicherweise eher im »Hintergrund unseres Bewusstseins« (Wilde 2021, 88) eine Rolle spielt. Sie empfindet eine Furcht, die sich auf die potenzielle physische Nähe zu anderen Personen bezieht und die sie normativ mit Schuld verbindet. Hier zeigt sich der Kontext der Corona-Pandemie, in der das Abstandhalten der Ansteckungsvermeidung dient und dabei zu einem säkularen sozialen Gebot wird. Die Gefährdung in ihrer räumlichen Dimension wird mit einem »Apokalypse-Film« assoziiert. In dieser Metapher spiegelt sich das Empfinden der sich geradezu szenisch entfaltenen Bedrohung. Die Verengung des Gehwegs und das Näherkommen von Passant:innen führt dann zu einem weiteren Überholmanöver, das mit der Komplikation einhergeht, einen für Fahrzeuge vorgesehenen Bereich zu betreten. Dies reflektiert die Ethnografin in einem inneren Monolog, in dem sie den affektiven Komplex aus Angst und Schuld relativiert und die Analogie des Apokalypse-Films zugunsten der eines Spiels verwirft. So wan-

delt sich in der Wahrnehmung die Bedrohung in eine Herausforderung. Während der *Apokalypse-Film* als Modus der Weltwahrnehmung auf den Untergang gerichtet ist, repräsentiert das Kinderspiel das Ludische des Nähevermeidens. In der inneren Reflexion wird das Spiel dann in eine Spielregel übersetzt. Die antizipierte Zunahme der Komplexität geht mit einer Verschiebung der Metapher zum Computerspiel einher.

Merleau-Pontys Analysen weisen einerseits eine Passung zu den ethnografischen Daten auf, in der die Erlebensperspektive immer Teil der Beschreibungen ist, andererseits scheinen sie sich auf eine Erfahrungskategorie zu richten, die hier systematisch verfehlt wird. Schließlich sind die Protokolle das Produkt von zwei Reflexionsprozessen: dem Beobachten und dem Beschreiben. Sprachlich lässt sich der leibliche Weltzugang wohl prinzipiell nur annäherungsweise bestimmen, weil hier immer schon eine kognitive Überformung stattfindet. Deswegen müssen die Repräsentationen des Leiblichen aus den Daten herausgelesen werden. Die phänomenologische Neu-Beschreibung rekurriert auf einer Sensibilisierung für die leibliche Dimension des Datenmaterials und kann als Seh-Hilfe verstanden werden, die die Interpretation leitet und vertieft. Sie ist notwendig, da der vorgestellte methodische Zugang auf einer Selbstausslegung basiert, die die Herausforderung bearbeiten muss, das Eigene auf Distanz zu bringen und nach dem typischen Kern der Phänomene zu fahnden.

In den Beschreibungen, die auf den »Eigenleib« (Merleau-Ponty 1966, 96) rekurrieren, zeigt sich, dass sich das Joggen auf der Grundlage der Inkorporierung der städtischen Umgebung vollzieht. In die Bewegungen sind die Stadt und ihre eigenlogischen Ausprägungen bereits eingeschrieben, »einverleibt« (ebd., 96). Der Bürgersteig als legitimer Bereich des sportlich gewendeten Fußgängertums wird zunächst nicht verlassen, die laterale Begrenzung setzt sich bis in die Bewegung fort. Auch die Verkehrsführung ist in die Bewegungsabfolgen integriert, sie motiviert Verlangsamungen, Beschleunigungen, Stopps und ist so Teil der Orientierung im Raum. Auf diese Weise ermöglicht ein »motorischer Habitus« (ebd., 176) das präreflexive Navigieren durch die wechselnde Szenerie.

Die Verschmelzung von Leib und Raum bekommt in der Beschreibung des Überholens der älteren Frau und den assoziativen Analogien eine neue Konnotation, die sich mit der Gegenüberstellung des »habituellen und des aktuellen Leibes« (ebd., 107) fassen lässt. Merleau-Ponty unterscheidet zwischen dem Leib, der auf der Grundlage bereits erworbener Kompetenzen »funktioniert«, und jenem, der zu den Fähigkeiten nicht mehr passt. In der Pandemie fordert die potenzielle Infektiosität die habitualisierte Leiblichkeit heraus. Das beschriebene Ausweichen wird sinnhaft mit Assoziationen aufgeladen, welche die Ambivalenz von habituellem und aktuellem Leib transportieren. Mit dem Konzept werden die leiblichen Veränderungen, die im Zusammenhang mit den alltagsweltlichen Transformationen durch die Pandemie stehen, rekonstruierbar. Die Referenz auf einen *Apokalypse-Film* zeigt, dass das spezifische situative Ausweich-

handeln, mit dem körperliche Nähe verhindert werden soll, einem neu eingefärbten Weltzugang geschuldet ist, der mit dem Bild aufgerufen wird. Entsprechend wird die gesellschaftliche Pandemie-Situation zunächst mit einer Untergangsnarration gleichgesetzt, wobei der Bezug zur Welt als ein passives Widerfahren erscheint. Hier wird der Leib bildlich in eine Dystopie versetzt, er wird assoziativ in einem Film verortet, der sich von der eigentlichen Wirklichkeit abhebt. Mit der Analogie wird die Differenz zwischen dem habituellen Leib, der sich in der Welt auf der Grundlage erworbener »Vermögen des zur-Welt-Seins« (Bermes 2012, 81) bewegt, und einem aktuellen Leib, dessen Inkorporierungen nicht mehr passen, markiert. Hier wird das (kognitive) Wissen über die Pandemie relevant, in dem körperliche Nähe als gefährlich kategorisiert wird. Die habitualisierten Nähe-und-Distanz-Praktiken sind damit nicht mehr an die aktuelle Wirklichkeit angepasst, der Leib muss sich in einem neuen Verhältnis zur Welt buchstäblich positionieren, veränderte soziale Strukturen in seine Intentionalität aufnehmen. Die Verschiebung der Analogie zum Kinderspiel transportiert diese Transformation. Das passive Widerfahren ist der Aneignung gewichen. Entsprechend werden die Körperpositionierungen an der Aufrechterhaltung von Distanz orientiert, zwar noch in einem Modus relativen Bewusstseins, aber als leibliche Kompetenz, die sich in Situationen wie dem Joggen mit seinen ständigen Szeneriewechseln bewähren muss. So macht der passive Schrecken einer aktiven spielerischen Umgangsstrategie Platz. In der Computerspiel-Analogie wird der Leib schließlich zur analogen Instanz der damit verbundenen Reaktionsanforderungen. In dieser Rahmung manövriert der aktuelle Leib durch eine Wirklichkeit, in der körperliche Nähe symbolisch mit Gefahr aufgeladen wird.

In einer weiteren Protokollsequenz wird das Joggen an einem See beschrieben.

Protokollausschnitt vom 28.03.2020

Ich jogge am Seeufer entlang. Vor mir läuft ein Mann: graue Haare, beige Kleidung, altmodischer Hut. Er ist offenbar älter, gehört also einer Risikogruppe an. Aus der entgegengesetzten Richtung kommt uns ein Paar entgegen. Eine mittelalte Frau mit schwarzen Haaren und ein Mann. Ich verlangsame mein Lauftempo, da der Weg nicht breit genug ist, um die anderen Personen in sicherem Abstand zu passieren. Das Paar und der Mann laufen aneinander vorbei. Jetzt kommt das Paar auf mich zu. Ich sehe zu ihnen, bewege mich ein bisschen nach rechts und jogge auf der Stelle. Die Frau schaut zu mir. Dann geht sie von mir aus nach links, wodurch auch der Mann in diese Richtung gedrängt wird. Es entsteht eine Schneise zwischen uns. Ich beginne das Lauftempo wieder zu steigern und jogge an den beiden vorbei. Dabei hebe ich die Hand und lächle. Die Frau lächelt zurück.

Die Protokollsequenz basiert auf einer Kommunikationssituation, in der das Näherkommen situativ ausgehandelt wird. Mit der Temporeduzierung und der lateralen

Positionierungsverschiebung meidet die Ethnografin körperliche Nähe, die sich aus den Laufwegen sonst ergeben hätte, und zeigt mit der »leibgebundene[n] Kundgabe« (Goffman 1974, 32) zugleich an, dass sie ihren Weg nicht fortsetzen kann. Die Blicke zwischen der Frau und der Ethnografin bekommen daraufhin einen kommunikativen Gehalt. Letztere markiert die Relationalität ihrer Handlung, was die Frau erkennt und daraufhin den Laufweg so verändert, dass ein Freiraum entsteht. Die Kooperativität der Abstimmung wird mit einer Geste und einem Lächeln besiegelt. In Form eines Interaktionsrituals werden hier die »Territorien des Selbst« (ebd., 54) in Rekurs auf Höflichkeitsgesten gewahrt.

Mit Merleau-Ponty kann man auch diese Kommunikationssituation hinsichtlich ihrer Leiblichkeit verstehen. Schließlich ist der Leib in seinem Gerichtetsein auf die Welt in besonderer Weise sozial. Die bereits zitierte »dumpe Forderung« des Sozialen führt zur Einverleibung gesellschaftlicher Strukturen, die sich zum Beispiel in der Aufrechterhaltung von Distanz in Situationen öffentlicher Präsenz zeigen können. In der vorgestellten Szene trifft das leibliche Selbst auf leibliche Andere. Die Möglichkeit der Kommunikation kann mit dem französischen Philosophen nicht nur hinsichtlich der Lesbarkeit von Körperausdruck und Gesten verstanden werden, sondern auch als leibliches Erkennen, das eine spontane Ausrichtung an den anderen Personen ermöglicht. In dem zweiten »Ich-selbst« (Merleau-Ponty 1966, 405), hier die Frau, die in besonderer Weise in Erscheinung tritt, findet das leibliche Selbst der Ethnografin »so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen, eine vertraute Weise mit dem Umgang mit der Welt« (ebd.). In der unverwechselbaren Prosa Merleau-Pontys bilden die beiden Leiber »zwei Seiten eben eines einzigen Phänomens« (ebd.). Die hier gezeichnete Intersubjektivität geht über das Wort hinaus, indem der Vorstellung von singulären Existenzen die Verwobenheit leiblicher Existenzen entgegengesetzt wird (siehe Haller 2017, 46). So wird Ausrichtung aneinander, die schließlich in einem kooperativen Handeln mündet, das ohne Sprache auskommt, in ihrer Leiblichkeit nachvollziehbar.

In den beiden Protokollauschnitten zeigt sich Nähe als Dimension sozialer Situationen, die stets eine Rolle spielt, wenn Körper ko-präsent sind. Anhand der mit dem Joggen verbundenen Wahrnehmungsperspektive wird zudem augenfällig, wie dynamisch sich das Wechselspiel von Nähe und Distanz im öffentlichen Raum typischerweise gestaltet. Durch die Corona-Pandemie und der mit ihr einhergehenden Abstandsdebatten wird sichtbar, dass der Weltbezug, der nach Merleau-Ponty aufgrund des Leibes ein sozialer ist, in vielen Kontexten mit der Konstitution von Nähe bzw. ihrem Vermeiden verbunden ist. Dass sich hierbei kontingente Handlungsausrichtungen offenbaren, verwundert nicht. Wie sich die Umkodierung von Nähe in ein Weltverhältnis übersetzen kann, ist aber insofern interessant, als hier die Flexibilität leiblicher Ausrichtungsweisen zutage tritt. Die Weltwahrnehmung der Apokalypse geht in das

Spiel über, in dem der Leib sich über eine ludische, also spielerische Situationsbewältigung mit der Welt verstrickt. Nähe erscheint als ein so dynamischer Aspekt des Wahrnehmens und Handelns, dass sie als steter Aushandlungsprozess verstanden werden muss, der mit der Mobilität des Leiblichen verbunden ist. Sie ist demnach kein Zustand, der zeitlich begrenzt eingegangen wird, sondern Teil des permanenten Konstellation-Spieles sozialer Situationen, in dem der physischen Präsenz eine Affordanz zukommt.

In der direkten Kommunikationssituation zeigt sich, wie stark Sinnstiftung in der Leiblichkeit verankert ist, die als Konzept den Vorteil birgt, nicht auf atomisiert gedachte Personen begrenzt zu sein, sondern körper- bzw. leibübergreifend verstanden werden muss. So entsteht Nähe in »einem Ineinandergreifen von eigenem und fremdem Tun« (Waldenfels 2021, 289). Dabei erkennen die leiblichen Selbste einander und bilden in ihrer unhintergehbaren Sozialität wechselnde Einheiten, die in der Präsenz und ihrer kommunikativen Dimension verankert sind.

3.2. Einkaufen: Schrecken und Konflikt

Protokollauschnitt vom 19.03.2020

Mein Freund und ich gehen in einen Supermarkt, um einzukaufen. Wir suchen alle Artikel zusammen, die wir brauchen. Dann gehen wir weiter zur Kasse. Bis auf eine Frau, die ihre Einkäufe auf das Kassenband legt, ist der Bereich leer. Während wir möglichst viel Abstand zu der Frau halten, beladen auch wir das Band.

Das Einkaufen in dem Lebensmittelmarkt wird anhand von zwei Typen von Praktiken beschrieben: das Zusammentragen von Konsumgütern und das Bezahlen, das mit der spezifischen Materialität der Kasse verbunden ist, an der sich die Präsenz von Körpern potenziell verdichtet. In der Beschreibung ist genau das nicht der Fall, auf die Abwesenheit anderer wird explizit verwiesen, was eine Relevanzzuschreibung impliziert, die auf den gesellschaftlichen Kontext der Pandemie verweist.

Als ich mich auf den Boden knie, um aus meinem Rucksack einen Einkaufsbeutel herauszukramen, bemerke ich eine Bewegung hinter mir. Eine junge Frau tritt hinter mich, um sich an der Kasse anzustellen. Ich erschrecke und drehe mich ruckartig von ihr weg. Daraufhin geht sie einen Schritt zurück. Während ich den Jutebeutel aus meinem Rucksack zerre, frage ich mich, was in mich gefahren ist und ob ich unfreundlich auf die Frau gewirkt habe. Ich denke an die Ansprache von Angela Merkel. Es ist rücksichtsvoll, Abstand zu halten. Distanziert ist das neue Nett. Am liebsten würde ich zu der Frau sagen, dass ich mich weggedreht hätte, um sie zu schützen. Aber dann müsste ich mich umdrehen und

in ihre Richtung sprechen. Undenkbar. Inzwischen stehe ich in einem Abstand zu meiner Vorderfrau und zu meiner Hinterfrau, der mir ausreichend erscheint. Ich fühle mich sicher.

Die plötzliche Entwicklung physischer Nähe führt zu einer affektiven Reaktion der Ethnografin, die mit dem spontanen Abwenden ihres Körpers verbunden ist. In einem inneren Monolog deutet sie daraufhin das Zurücktreten der Frau, die ihr zu nahe kam, als Antwort auf ihr Verhalten, dem sie so eine Zeichenhaftigkeit zuspricht. Das Abwenden bekommt in der Interaktion und deren Reflexion eine (ungewollte) symbolische Komponente, die bei der Ethnografin die Befürchtung erzeugt, gegen eine Höflichkeitsnorm verstoßen zu haben. Das wird im Sinnhorizont der Pandemie daraufhin aber wieder revidiert. Der Wahrung physischer Distanz wird geradezu gegenteilig eine ethische Qualität zugesprochen. Diese ist allerdings nicht kommunizierbar, denn eine sprachliche Vermittlung ginge wiederum mit einer Distanzreduktion einher, die zu allem Überfluss auch noch eine respiratorische Dimension hätte. Die Reflexion dieses physiologischen Aspekts des Sprechhandelns zeigt, dass der Leib hier auf spezifische Weise objektiviert wird, was auf die Differenz von Leibsein und Körperhaben rekurriert (siehe Fuchs 2013b). Der Konflikt, den die Ethnografin vor allem mit sich selbst austrägt, basiert auf einer Dilemmasituation, die der Pandemiewirklichkeit geschuldet ist.

Bezieht man sich auf den zweiten Phänomenologen, der in diesem Artikel besonders im Fokus ist, Schmitz, kann man sich den Daten widmen, in denen sich Leiblichkeit in ihrer pathischen Dimension zeigt. Im Zentrum der Protokollpassage steht der Umgang mit physischer Nähe, die zunächst gespürt wird. So drängt sich die Anwesenheit der jungen Frau als diffuses Ergriffensein auf. Sie wird nicht aktiv beobachtet, sondern zeigt sich als schemenhaftes Registrieren, das sich in einen Schreck übersetzt. Mit Schmitz ist es der Leib, der hier von einer Regung betroffen wird und die physische Nähe in den Wahrnehmungshorizont integriert. Er definiert das Leibliche anhand seiner absoluten Örtlichkeit (Schmitz 2019c, 6). Während der Körper einen relativen Ort hat, also durch »ein System von Lage- und Abstandsbeziehungen« (ebd.) identifizierbar wird, ist der Leib ohne solche Bezugnahmen bestimmt, durch Weisen des Spürens. Nähe ist hier nicht das Produkt von Distanzzuschreibungen, sondern ein Affekt, der Gefahr im Sinne eines *Zu nah* vermittelt, das sich in das leibliche Empfinden einschreibt. Das Erschrecken der Ethnografin lässt sich mit dem Schmitz'schen Leibvokabular weiter ausdeuten. Der Leib ist nämlich nicht so sehr als eine Materialität zu verstehen, sondern vielmehr als »spannungsvoller Vollzug von Gegensätzen, wobei der Gegensatz von Enge und Weite eine besondere Stellung einnimmt« (Lindemann 2017, 61). Die Einatmung ist ein Beispiel für diesen Modus: »Es wird in Gestalt einer Insel in der Brust- oder Bauchgegend gespürt, in der simultan Engung und Weitung konkurrieren, wobei

anfangs die Weitung und später, gegen Ende des Einatmens, die Engung überwiegt« (Schmitz 1998, 13). Dieser Dynamik ordnet Schmitz auch Erregungen und Gefühle zu, religiöse Sehnsüchte assoziiert er beispielsweise mit der Weitung (Schmitz 2019c, 130). Der Schreck wiederum wird als Zustand einer Überspannung verstehbar (ebd., 175), der in der Beschreibung milde bleibt, aber von der unfreiwilligen Kommunikationspartnerin als Botschaft aufgefasst werden kann.

In einer anderen Protokollpassage wird eine weitere Wartesituation an der Kasse beschrieben, die konfliktiv wird.

Protokoll vom 20.03.2020

Ich stelle mich zu meinem Freund in die Schlange an der Kasse eines Drogeriemarktes. Ungefähr drei Meter vor ihm steht eine blonde Frau mit ein paar Einkäufen in der Hand. Ein paar Meter vor dieser Frau steht eine etwas ältere, kleine Frau mit schwarzen Haaren, neben der ein roter Korb mit Einkäufen steht. In etwas geringerem Abstand zu ihr steht eine ältere Frau, die einen olivgrünen langen Steppmantel trägt. Sie hat halblange graue Haare, trägt eine Brille und ist dabei, ihre Einkäufe auf das Kassensband zu legen. Plötzlich dreht sie sich zu der Frau um, die hinter ihr steht, und ruft: »Gehen Sie zurück. Wir sollen Abstand halten!« Die Frau mit den schwarzen Haaren scheint sie nicht zu verstehen. Sie tritt etwas unsicher auf der Stelle. Die Frau mit den grauen Haaren geht daraufhin etwas nach vorne.

Die Konstellation der Wartenden ist auf das Einhalten von Abständen gerichtet. Der Konflikt entwickelt sich folgerichtig, als eine der Frauen die Distanz als unzureichend einschätzt. Sie wendet sich an ihre Hinterfrau mit einem entsprechenden Appell. Die Begründung des Imperativs wird grammatisch in der ersten Person Plural gebildet, so macht die Frau deutlich, dass sie sich und die Adressatin in einem größeren Kollektiv verortet, die Abstandwahrung also ein allgemeines Gut betrifft. Als Teil dieses Kollektivs positioniert sie sich als vulnerabel und bedroht. Grundlage des Konflikts mit seiner territorialen Komponente sind unterschiedliche Situationseinschätzungen. So fließen die Pandemie und der Umgang mit Nähe in die Konstruktion dieses Ausschnitts gesellschaftlicher Wirklichkeit (siehe Berger und Luckmann 2007) different ein.

Währenddessen wird eine neue Kasse geöffnet. Mein Freund und ich gehen zu der neuen Kasse und legen unsere Waren auf das Band. Während mein Freund bezahlt, sehe ich, dass die Frau mit den grauen Haaren ihre Einkäufe bezahlt hat und ungefähr zwei Meter hinter der anderen Kasse steht und sich dabei auf einen Stock stützt. Plötzlich fällt ihr Stock auf den Boden. Jetzt dreht sich auch mein Freund in ihre Richtung. Wir sehen, wie die Frau sich langsam bückt, um den Stock aufzuheben. Es dauert quälend lange. Ich möchte ihr helfen, weiß nicht, was ich tun soll. Ich strecke die Hände in Richtung der Frau aus und

lasse sie wieder fallen. Mein Freund flüstert mir zu, dass wir ihr nicht helfen könnten. Das wolle sie auch nicht. Die Frau scheint Probleme zu haben, das Gleichgewicht zu halten. Ihre Hand zittert, als sie nach dem Stock greift, ihn einmal verfehlt und schließlich zu fassen bekommt und sich aufrichtet.

Die Abstandsproblematik offenbart sich erneut und in einer anderen Konstellation, als der Frau die Gehhilfe herunterfällt und sich motorische Herausforderungen beim Wiederaufheben zeigen. Diesmal berichtet die Ethnografin nicht aus der Eigenleib-Perspektive, sie ist zunächst mit ihrer Begleitung in einer Zuschauendenposition und bezeugt das sich abspielende Drama. Jenes beruht auf einer doppelten Vulnerabilitätszuschreibung: Der Leib der Frau erscheint, auch im Rückgriff auf die vorhergegangene Kommunikationskrise, als infizierbar und als gebrechlich, womit sie den Anforderungen der Situation physisch nur bedingt gewachsen ist. Die doppelte Vulnerabilität führt zu einem Handlungs dilemma der indirekt Involvierten. Zur Hilfe zu kommen, hieße, gefährliche Nähe einzugehen. Dieses Dilemma wird aus der Perspektive der Ethnografin kommunikativ bewältigt. Ihr Freund, Teil der Wir-Konstruktion, bestätigt die gestisch angedeutete Situationsdefinition und legitimiert die Entscheidung, passiv zu reagieren. So wird eine weitere situative Verletzlichkeit, die der passiv Involvierten, bearbeitet. Außerdem zeigt sich eine Allianz: Das Paar als soziale Einheit steht den Akteur:innen gegenüber, zu denen es Distanz halten soll und letztlich hält. So verstärken sich in der Pandemie vorgängige Nähe-und-Distanz-Relationen.

Physische Nähe erscheint in dem Horizont körperbezogener Kodierungen einerseits als Gefährdung, andererseits als Bestandteil möglicher Hilfestellung. Aus der Eigenleibperspektive der Ethnografin wird offenbar, dass die leibliche Dimension der Situation nicht auf die Frau beschränkt ist, die in den Fokus der Beobachtung rückt. Denn die Beobachterin ist in der Szene leiblich-affektiv engagiert, sie empfindet buchstäblich Mitleid mit der Frau, die hinzufallen droht, sie ist »mitbetroffen« (Waldenfels 2021, 288). Das zeigt sich auch in dem unterdrückten Impuls, der Frau zu helfen, der schließlich in einer Geste der Ohnmacht mündet. Mit Schmitz (2019d, 95), der ähnlich wie Merleau-Ponty über den Leib intersubjektivität neu verhandelt, kann man das als »Einleibung« verstehen, wodurch ein »übergreifendes leibliches Gefüge« entsteht, das an »der Wahrnehmung des Ausdrucks fremden Erlebens« seinen Ausgangspunkt nimmt. Damit rückt er den Aspekt der Anteilnahme, des Betroffenseins in den Fokus leiblicher Sozialität. Die ins Leere greifenden Hände zeigen die Einleibung, die auf Distanz bleibt, weil das Handlungs dilemma zugunsten der Distanzwahrung aufgelöst wird, was einer Legitimierung bedarf. So entsteht in der Situation soziale Nähe, die sich aber nicht zu einer physischen entwickelt. Nähe erscheint in dieser Szenenbeschreibung nicht als leibliche Regung, als Spüren physischer Anwesenheit, sondern als mitgegebener Sinnhorizont einer antizipierten sozialen Handlung, der problematisch wird. So zeigt sich

die ambivalente Nicht-Nähe in dem leiblichen Gefüge, in dem sich die alltäglichen Herausforderungen der COVID-19-Pandemie spiegeln.

4 Fazit: leibliche Nähe und existenzielle Vulnerabilität

In den Beschreibungen, Deutungen und Rahmungen, die um Leiblichkeit und Nähe kreisen, zeigt sich die Vulnerabilität des Körpers als Erfahrungsqualität physischer Anwesenheit. In den Beispielen phänomenologisch differenzierbarer Situationstypen finden sich Bewältigungsstrategien, die der Vermeidung infektiöser Gefährdung durch Distanzreduktion geschuldet sind: der ludisch motivierte Slalom und die leibliche Kooperation. Außerdem wurden Involvierungsweisen in Konstellationen herausgearbeitet, die ein spontanes Gefahrenmanagement nötig machten, das Spüren gefährlicher Nähe und das leibliche Mit-Leiden aus relativer Ferne. Über diesen Vulnerabilitätsaspekt, der sich vor dem Sinnhintergrund der Pandemie neu konstituiert, letztlich aber eine grundsätzliche leibliche Dimension tangiert, wird Nähe als Teil sozialer Erfahrungen in besonderer Weise zugänglich. In Anlehnung an Thomas Fuchs (2013a), auf den bereits mehrfach Bezug genommen wurde, kann man noch mutiger deuten, dass während der COVID-19-Pandemie in einer Vielzahl von alltäglichen Situationen eine »existenzielle Vulnerabilität« zum Bestandteil der Welterfahrung wurde. Das Forschungsfeld ermöglicht es, diesem grundsätzlichen Aspekt des Lebens und Erlebens nachzugehen und für diese Nuance eine generelle Sensibilität zu entwickeln. Um noch einmal Merleau-Ponty (1966, 417) zu zitieren: »Und doch existiert für mich jeder Andere als ein unwiderleglicher Stil, ein Milieu der Koexistenz, und mein Leben hat seine soziale Atmosphäre, wie es seinen Todesgeschmack hat.«

Der Rekurs auf die beiden Philosophen erlaubt es, zwei unterschiedliche phänomenologische Perspektiven auf Nähe einzunehmen, die sich gleichermaßen auf den Leib stützen. Mit Merleau-Ponty offenbart sich Nähe als Teil des aktiv gewendeten Weltzugangs, sie ist in all jenen gesellschaftlichen Situationen relevant, die auf Ko-Präsenz basieren. Die ludische Umgangsstrategie, die beim Joggen herausgearbeitet wurde, zeigt, dass der leibliche Weltzugang auf Nähe als Dimension sozialer Strukturen mitgestellt ist und deren Hervorbringung und Vermeidung beherrscht, streckenweise sogar spielerisch, wenn sich die Bedingungen und die Wahrnehmung bzw. Bewertung dieser verändern. Die weniger aktiven Seiten des Leibes lassen sich mit Schmitz in dessen Beschreibungskosmos integrieren. Nähe ist nicht nur Teil des Zur-Welt-seins, sie ist auch im Betroffensein von der Welt relevant. Wie gezeigt, kann sie sich dem Leib als Erregung aufdrängen, im positiven wie im negativ konnotierten Sinne. In diesem Spüren können sich soziale Konstellationen, auch in ihrer Transformativität, abzeichnen – die Rekonstruktionen von Dilemmasituationen zeugen davon. Das unwillkürliche Mo-

ment dieses affektiven Betroffenseins öffnet den Blick für den Widerfahrnischarakter, der auch durch die prinzipielle Vulnerabilität der Körper oder vielmehr der Leiber gegeben ist. Merleau-Pontys Verdienst ist es, der Widersprüchlichkeit der (leiblichen) Welterfahrung Raum gegeben zu haben, Schmitz' Leistung besteht darin, ein Beschreibungsrepertoire zur Verfügung zu stellen, das dem Ergriffenwerden von der sich immer wieder aufdrängenden Welt Platz einräumt. Mit der Präsentation der alltäglichen Situationen und der Übersetzung ihres Deutungsgehalts in eine phänomenologische Perspektive wurde ein Brückenschlag zur Nähe als gleichermaßen erfahrungsrelevanten als auch facettenreichen Phänomens versucht. Carrie, Miranda und Charlotte haben bereits gezeigt, dass dieser elementare Teil des sozialen Lebens auch in einer Post-Corona-Wirklichkeit eine Rolle spielt – versehen mit neuer Aufmerksamkeit und weniger Selbstverständlichkeit.

Anmerkungen

- 1 Der Titel der Nachfolgeserie von *Sex and the City* lautet *And Just Like That* und wurde 2021 zum ersten Mal in den USA ausgestrahlt. Die Regie der ersten Folge führte Michael Patrick King.
- 2 Ich schreibe diese Einleitung am 21.03.2022. Bis zu Veröffentlichung des Artikels wird sich die Pandemie verändert haben, wenn sie überhaupt noch als Teil gesellschaftlicher Wirklichkeit existiert.

Literatur

- Allen-Collinson, Jacquelyn, Gareth McNarry und Adam B. Evans. 2021. »Sensoriality, Social Interaction, and ›Doing sensing‹ in Physical–Cultural Ethnographies«. *Journal of Contemporary Ethnography* 50 (5): 599–621.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 2007. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Bermes, Christian. 2012. *Maurice Merleau-Ponty zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Böhme, Gernot. 2019. *Leib. Die Natur, die wir selbst sind*. Berlin: Suhrkamp.
- Breuer, Franz. 2003. »Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzung« [44 Absätze]. In *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 4 (2), Art. 25.
- Crossley, Nick. 2017. »Phänomenologie«. In *Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, hrsg. v. Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser, 315–333. Wiesbaden: Springer VS.
- Fellmann, Ferdinand. 2020. *Phänomenologie zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Fuchs, Thomas. 2013a. »Existential vulnerability: toward a psychopathology of limit situations«. *Psychopathology* 46 (5): 301–308.
- Fuchs, Thomas. 2013b. »Zwischen Leib und Körper«. In *Leib und Leben. Perspektiven für eine neue Kultur der Körperlichkeit*, hrsg. v. Martin Hähnel und Marcus Knaup, 82–93. Darmstadt: WBG.
- Goffman, Erving. 1974. *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Haller, Melanie. 2017. »Interkorporalität«. In *Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, hrsg. v. Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser, 45–49. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Ronald und Paul Eisewicht. 2020. *Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Husserl, Edmund. 1981. *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*. Tübingen: Niemeyer.
- Husserl, Edmund. 1982. *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Hamburg: Meiner.
- Lindemann, Gesa. 2017. »Leiblichkeit und Körper«. In *Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, hrsg. v. Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser, 57–66. Wiesbaden: Springer VS.
- Löw, Martina. 2019. *Raumsoziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1966. *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Saerberg, Siegfried. 2015. »Chewing Accidents«. *Journal of Contemporary Ethnography* 44 (5): 580–597.
- Schatzki, Theodore R. 2016. »Praxistheorie als flache Ontologie.« In *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*, hrsg. v. Hilmar Schäfer, 29–44. Bielefeld: transcript.
- Scheler, Max. 1948. *Wesen und Formen der Sympathie*. Frankfurt/Main: Schulte-Bulmke.
- Schmitt, Susanne B. 2012. *Ein Wissenschaftsmuseum geht unter die Haut. Sensorische Ethnographie des Deutschen Hygiene-Museums*. Bielefeld: transcript.
- Schmitz, Hermann. 1998. *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Ostfildern: edition tertium.
- Schmitz, Hermann. 2014. *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber.
- Schmitz, Hermann. 2019a. *System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum. Zweiter Teil: Der Gefühlsraum*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber.
- Schmitz, Hermann. 2019b. *System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum. Erster Teil. Der leibliche Raum*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber.
- Schmitz, Hermann. 2019c. *System der Philosophie. Zweiter Band. Erster Teil. Der Leib*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber.
- Schmitz, Hermann. 2019d. *System der Philosophie: Dritter Band: Der Raum. Fünfter Teil. Die Wahrnehmung*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber.
- Schütz, Alfred. 1932. *Der Sinnhafte Aufbau der Sozialen Welt. Eine Einleitung in die Verstehende Soziologie*. Wien: Springer Vienna.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann. 1979. *Strukturen der Lebenswelt. Band 1*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann. 1984. *Strukturen der Lebenswelt. Band 2*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Soentgen, Jens. 1998. *Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die neue Phänomenologie von Hermann Schmitz*. Bonn: Bouvier.
- Spradley, James P. 1980. *Participant observation*. Belmont: Wadsworth Cengage Learning.
- Waldenfels, Bernhard. 2010. *Phänomenologie in Frankreich*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard. 2021. *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Wilde, Jessica. 2021. *Die Fabrikation der Stadt*. Bielefeld: transcript.
- Zavahi, Dan. 2008. »Intentionalität und Bewusstsein (V. Logische Untersuchung, §§1–21, Beilage der VI. Untersuchung)«. In *Edmund Husserl: Logische Untersuchungen*, hrsg. v. Verena Mayer, 139–157. Berlin: Akademie Verlag.

Melanie Pierburg

Die Autorin

Melanie Pierburg, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Ethnografie, der Wissenssoziologie und der historischen Bildungsforschung.

Kontakt: Dr. Melanie Pierburg, Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim, Universitätsplatz 1, 31141 Hildesheim; E-Mail: pierbu@uni-hildesheim.de

Körperliche Berührung in der Psychotherapie

Tabu – Notwendigkeit – Risiko?

Brigitte Schigl, Bernhard Siller & Otto Hofer-Moser

Journal für Psychologie, 30(2), 29–49

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-29>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Der Beitrag beleuchtet körperliche Berührung als Intervention im psychotherapeutischen Prozess. Es gibt hierzu wenige empirische Daten, die meisten stammen aus den 1990er Jahren. Grundlage des vorliegenden Artikels ist die Master-These (MT) zum Thema Berührung von Bernhard Siller aus dem Jahre 2021. Die Datenerhebung erfolgte als Leitfadeninterviews mit fünf Expert_innen. Die Daten wurden zuerst im Rahmen der MT mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet und für diesen Artikel von einer weiteren Autorin davon unabhängig einer kritisch-hermeneutischen Analyse unterzogen. Als Ergebnis zeigt sich, dass die Expert_innen eine Vielzahl von Einsatzmöglichkeiten für Berührung beschreiben, die als eine wirkungsvolle, einzigartige Intervention mit entsprechenden Indikationen und Kontraindikationen bewertet wird. Auf das mögliche Trigger- und Re-Traumatisierungspotenzial und der daraus resultierenden Notwendigkeit, das Prinzip »informed consent« besonders zu beachten, wird hingewiesen. Der in der MT nicht thematisierte Machtaspekt in der therapeutischen Beziehung wird in der kritisch-hermeneutischen Analyse aufgegriffen. Um ein genaueres Bild von den tatsächlichen Benefits und Risiken von leiblicher Berührung zu erhalten, wären aktuelle Befragungen mit Patient_innen notwendig.

Schlüsselwörter: Körper, Berührung, Psychotherapie, Integrative Therapie, Macht, qualitative Inhaltsanalyse, kritisch-hermeneutische Analyse

Summary

Physical Touch in Psychotherapy

Taboo – Necessity – Risk?

The article examines physical touch as an intervention in the psychotherapeutic process. There is little empirical data on this, most of which dates back to the 1990s. This article is based on Bernhard Siller's master's thesis (MT) on the subject of touch from 2021. The

MT data was collected using guided interviews with five experts. The data was evaluated as part of the MT using qualitative content analysis and independently subjected to a critical-hermeneutic analysis for this article by another author. The result is that the experts describe a variety of possible uses for touch, which is evaluated as an effective, unique intervention with corresponding indications and contraindications. The possible trigger and re-traumatization potential and the resulting need to pay particular attention to the principle of »informed consent« are pointed out. The aspect of power in the therapeutic relationship, which is not discussed in the MT, is taken up in the critical-hermeneutic analysis. In order to get a more accurate picture of the actual benefits and risks of physical contact, current surveys with patients would be necessary.

Keywords: Body, touch, psychotherapy, integrative therapy, power, qualitative content analysis, critical-hermeneutic analysis

Einleitung

Dieser Beitrag möchte dem Umgang und Einsatz realer leiblicher, also körperlicher Berührung in der Psychotherapie nachgehen. Es geht hier nicht um Körpertherapie, sondern um körperlichen Kontakt zwischen Psychotherapeut_in und Patient_in im Rahmen von vor allem humanistischen Psychotherapieverfahren. In der psychotherapeutischen Fachliteratur der 1970er und 1980er Jahre erschien eine Vielzahl von Publikationen zu diesem Thema, seit dem neuen Jahrtausend ist es allerdings still um diese Art der Intervention geworden. Aussagen reichen von der Betonung der enormen Wirksamkeit des »healing touch« (z. B. Petzold 1988) einerseits bis hin zu Warnungen vor den Gefahren von Berührung andererseits (z. B. Milz 2019).

Der Fragestellung, wie diese Entwicklung stattgefunden hat und welche Einsatzmöglichkeiten von körperlicher Berührung als Intervention in der Psychotherapie heute existieren, ist Bernhard Siller in seiner Masterarbeit in der Ausbildung zum Integrativen Psychotherapeuten nachgegangen. Die dabei in fünf themenzentrierten Leitfadenterviews erhobenen qualitativen Daten bilden die Erfahrungen langjährig tätiger Psychotherapeut_innen einer Generation ab, die den Umgang mit leiblicher Berührung in ihrer eigenen Ausbildung Anfang der 1970er Jahre intensiv erlebt und diese dann auch über lange Zeit angewandt haben. Die Daten wurden mit qualitativer Inhaltsanalyse bearbeitet, um Aussagen zu generieren, »unter welchen Voraussetzungen und mit welcher Haltung Psychotherapeut_innen in der ambulanten Praxis Interventionen mit direkter körperlicher Berührung durchführen können« (Siller 2021, 9). Für diesen Artikel wurden die Transkripte der Interviews einer von der Inhaltsanalyse unabhängigen weiterführenden kritisch-hermeneutischen Betrachtung durch eine weitere

Autorin (Schigl) unterzogen. So werden die sich in den Daten abbildenden Diskurse erfasst und dahinterliegende Strukturen sichtbar gemacht. Vorangestellt ist ein Überblick über den aktuellen Stand des Wissens (Hofer-Moser) zu körperlicher Berührung als Intervention in der Psychotherapie.

1 Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse zu Berührung in der Psychotherapie

1.1 Zur Geschichte der Berührung in der Psychotherapie

Sigmund Freud hat zu Beginn der Psychoanalyse seine Patient_innen noch berührt und während der Hypnosesitzungen Druck auf deren Stirn ausgeübt, um traumatische Abreaktionen zu erleichtern (McRae 2009, 41). Mit dem Auftauchen teils heftiger Übertragungspänomene nahm er jedoch bald davon Abstand. Spätestens nach dem missbräuchlichen Verhalten einiger Pioniere der Psychoanalyse wurde von ihm ein generelles Berührungsverbot, theoretisch untermauert als wichtiger Teil eines allgemeinen Abstinenzgebotes, etabliert. Seither besteht im Großteil der traditionell-psychoanalytischen Community die Auffassung, Berührung fördere eine neurotisch-infantile Bedürfnisbefriedigung und trage unvermeidbar zur Sexualisierung der therapeutischen Beziehung bei (Bauriedl 1998). Seit etwa 30 Jahren gibt es allerdings auch eine intersubjektiv ausgerichtete »analytische Körperpsychotherapie« als psychoanalytische Subströmung, die vor dem Hintergrund eines entwicklungstheoretisch ausgerichteten Abstinenzverständnisses »heilsame Berührungen« (Heisterkamp 1993) durchaus zum Standardrepertoire möglicher therapeutischer Interventionen zählt.

Abweichungen vom klassischen psychoanalytischen Abstinenzverständnis hat es etwa mit Sándor Ferenczi (z. B. 2013) und vor allem Wilhelm Reich (z. B. 1948, 1989), dem Begründer der Körperpsychotherapie, schon früh gegeben. Berührungen durch Psychotherapeut_innen waren und sind in den humanistischen Richtungen, wie beispielsweise im Psychodrama und in der Gestalttherapie, durchaus geläufig. Einzelne spezifische körperliche Interventionen wie die Druckpunktarbeit der Bioenergetischen Analyse nach Alexander Lowen in Verbindung mit kathartischen Abreaktionen oder die abdominale Massage in der Biodynamik nach Gerda Boyesen werden aus heutiger Sicht sehr kritisch bewertet und kaum mehr angewandt, da beide Zugänge unkontrollierbare regressive Prozesse fördern.

Die Integrative Therapie (IT) entwickelte differenzierte Konzepte zu verschiedenen Formen von Berührung. IT versteht sich als ein schulenübergreifendes Psychotherapieverfahren, das unter anderem tiefenpsychologische, humanistische sowie systemische Ansätze wissenschaftstheoretisch reflektiert in einem »Tree of Science« (Petzold 2003,

383–514) zu integrieren versucht. Sie verwendet in Anlehnung an die Phänomenologen Edmund Husserl, Maurice Merleau-Ponty, Gabriel Marcel und Hermann Schmitz primär den erkenntnistheoretisch-philosophisch verstandenen Begriff *Leib* und nicht den des Körpers. Diese Begriffswahl verweist auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen »Leib-Sein« und »Körper-Haben« und auf das spätmoderne Phänomen einer zunehmenden »Leibentfremdung« (Hofer-Moser 2018). Das therapeutische Geschehen selbst wird aus dieser phänomenologischen Perspektive als ein »zwischenleibliches Geschehen« verstanden (Fuchs 2021; Leitner und Höfner 2020). In diesem Kontext werden Berührungssequenzen als eine anthropologisch und entwicklungspsychologisch begründete, universelle zwischenmenschliche Kommunikationsform gesehen und das Berührungsbedürfnis als ein allgemein menschliches, legitimes, elementares und lebenslang bestehendes Grundbedürfnis betrachtet (Petzold 2003; Grunwald 2017; Böhme 2019).

Ulrich Geuter (2019) unterscheidet in seinem aktuellen Handbuch zwischen körpertherapeutischen und (körper-)psychotherapeutischen Berührungen: Körpertherapeutisches Berühren meint Massagen, Shiatsu, Feldenkrais, Kinesiologie etc., »psychotherapeutisches Berühren [ist hingegen] ein bezogenes Berühren des erlebten Körpers« (Geuter 2019, 251). Zur Frage von Indikation und Kontraindikation einer körperlichen Berührung in der Psychotherapie konstatiert er (2019, 277): »Ich denke, dass Entscheidungen, ob wir Berührung anbieten, nicht störungsbezogen, sondern prozessbezogen getroffen werden sollten, auch wenn einige Pathologien zu besonderer Vorsicht Anlass geben.«

1.2 Ein integratives Konzept psychotherapeutischer Berührung

Prinzipiell können drei Formen von Berührungsmöglichkeiten unterschieden werden:

- Im *Non-Touching-Approach* werden die Patient_innen durch die Qualität der Blicke, mittels prosodischer Laute (Hmm, aha, ah, usw.) und mit dem non- und paraverbalen Dialogverhalten über Mimik, Gestik und Körperhaltung der Therapeut_innen *symbolisch* »berührt«. Diese Fähigkeit zu »berühren ohne zu berühren« schafft erst die notwendige Voraussetzung für reale Berührungsinterventionen.
- Der *Self-Touching-Approach* meint die eigenleibliche Selbst-Berührung. Sie dient vor allem der inneren Aufmerksamkeitslenkung und der Intensivierung des eigenleiblichen Spürbewusstseins (Schmitz 2009). Sie kann als fürsorgliche Selbstmassage empfohlen werden oder zum Beispiel im Zuge der »Klopftechniken« (Bohne 2010) als eine Form der Stressregulation eingesetzt werden.
- Der *Touching-Approach* schließlich umfasst seinerseits drei Bereiche:

- Die konventionelle, kulturell geprägte Begrüßung und Verabschiedung über Händeschütteln, ritualisierte Umarmungen mit oder ohne Wangenberührung etc.
- Bei Berührungen während der Therapiesequenz handelt es sich in erster Linie um mehr oder weniger *spontane Berührungen des Trostes, der Stütze, des Mitgefühls, der Zuwendung*; etwa wenn Patient_innen drohen, von Trauer oder Schmerz überschwemmt zu werden oder in Flashbacks abzugleiten bzw. sie dienen der Re-Orientierung bei bereits eingetretenen Flashbacks. Berührungen *als intendierte Intervention* können dann situativ-prozessual eingesetzt werden, wenn es darum geht, gehaltene Emotionen zu lösen oder Erinnerungen aus dem Leibgedächtnis wachzurufen, die »Archive des Leibes« zu öffnen (Orth 2015, 10). Bei all diesen Gründen für eine Berührungintervention kommt dem Wahrnehmen des eigenen inneren Berührtseins der Therapeut_innen eine große Rolle zu (Petzold 2003, 525). Neben den drei Aspekten – schützender Halt, Lösen/Wachrufen von Gefühlen/Erinnerungen und Re-Orientierung – kann die »therapeutische Berührung als intentionales Handeln« nach Geuter (2019, 256; Fogel 2013, 200) auch als Unterstützung einer erkundenden Selbstwahrnehmung und Aufmerksamkeitsfokussierung im Sinne einer Vertiefung und Ausdifferenzierung des *eigenleiblichen Spürens* eingesetzt werden. Empirische Forschungsergebnisse (Horton et al. 1995) legen nahe, dass all diese angeführten Berührunginterventionen durch ihre positiv erfahrene Wirkung die therapeutische Beziehung zu vertiefen vermögen.
- Berührungen im Rahmen geplanter szenischer oder übender Therapie-Sequenzen können innerhalb mehr oder weniger abgesprochener szenischer Interaktionen und beim Experimentieren damit sehr vielgestaltig ausfallen. Ein spezielles Beispiel dafür ist das Etablieren sogenannter »Sicherheitsstationen« (Harms 2016). Das sind Körperstellen, deren Berührung durch Therapeut_innen von den Patient_innen als besonders haltgebend erlebt wird. Sie werden genutzt, um biografisch belastende Szenen stressreduziert vergegenwärtigen oder ängstigende Situationen imaginativ durchspielen zu können.

Die Ethik der körperlichen Berührung erfordert, dass die Berührungssequenz sich vor dem Hintergrund einer tragfähigen therapeutischen Beziehung für Patient_in und Therapeut_in gleichermaßen ausreichend stimmig anfühlen muss. Bei aller gewissenhaften Beachtung des *Intersubjektivitätsprinzips* (Leitner und Höfner 2020) und des *informed consent* zeigt sich gerade bei dem Thema Berührung darüber hinaus die nicht aufhebbare Asymmetrie einer therapeutischen Beziehung in Hinblick auf ein Machtge-

fälle, in dem mehr oder weniger implizit die Psychotherapeut_innen bestimmen, wem es letztlich erlaubt ist, wen wann zu berühren (McRae 2009, 41).

1.3 Und was sagt die Forschung?

Die verhältnismäßig wenigen qualitativ vollen (May 2005, 68) empirischen Studien zur Körperpsychotherapie belegen deren Wirksamkeit bei der Behandlung von psychischen Störungen, wie Depressionen, Angstsymptomen, psychosomatischen Beschwerden, sozialen Unsicherheiten, Schmerzen oder Schizophrenie (Röhrich 2009, 135; Bloch-Atafi und Smith Julie 2015, 1; May 2005, 68; Koemeda-Lutz et al. 2006, 2). Quantitative Studien zu Berührung als Intervention in der Psychotherapie sind kaum zu finden. Einzelne Studien geben Einblick in die Sicht von Psychotherapeut_innen und, im Falle der im Folgenden dargestellten Studie, die Perspektive von Patient_innen.

1.3.1 Befragungen von Patient_innen

In der Studie von Horton, Clance, Sterk-Elifson und Emshoff (1995) wurden 231 Patient_innen zum Thema positive oder negative Erfahrungen in der Psychotherapie in Zusammenhang mit Berührung mittels Fragebogen untersucht. Die Forscher_innen extrahierten zwei wesentliche Ergebnisse. Erstens: Berührung schafft Vertrauen, Nähe, Offenheit und das Gefühl, dass die Therapeut_in sich kümmert (»really cares«) (69% der Befragten). Zweitens: Berührung vermittelt Akzeptanz und verbessert das Selbstvertrauen. Viele Patient_innen konnten sich so besser ängstigenden Themen nähern oder gaben an, so »tiefer« einsteigen zu können (47%) (ebd., 451–454).

Menschen, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, profitieren laut dieser Untersuchung von Horton et al. (1995) von Berührung in der Psychotherapie. Diese Patient_innen berichten davon, sich nach der Therapie »touchable, lovable or generally better about themselves« zu fühlen (ebd., 452). Allerdings beschrieben auch zehn von 231 Patient_innen in dieser Studie negative Reaktionen auf die Berührung in der aktuellen Psychotherapie. Dabei wurden Berührungen akzeptiert oder toleriert, ohne dass es dem Bedürfnis der Patient_innen entsprochen hätte.

1.3.2 Befragungen von Psychotherapeut_innen

Stenzel und Rupert (2004) untersuchten mittels Fragebogen das Berührungsverhalten von 470 Therapeut_innen, die mit Erwachsenen in freier Praxis tätig waren. Fast 90% der befragten Psychotherapeut_innen boten kaum oder niemals eine Berührung *während* einer Einheit an. Knapp 80% berichten aber von Händeschütteln mit ihren Pa-

tient_innen. Händeschütteln oder auch Umarmungen zu Beginn und Ende der Einheit fanden eher statt, wenn sie von den Patient_innen initiiert wurden. Deren Häufigkeit stieg zudem im Behandlungsverlauf (Stenzel und Rupert 2004, 341).

Höfner (2008) befragte 61 Absolvant_innen und bereits praktizierende Studierende der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie, die eine »leibbezogene« Ausbildung erhalten hatten. Berührung verwendeten die Befragten nichtsdestotrotz relativ wenig: 27% arbeiteten »nie« damit, 41% »selten« bzw. »manchmal«, 31% gaben an, Berührung »öfters« oder meistens« zu verwenden, und 3% der Befragten arbeiteten »ausschließlich« damit (Höfner 2008, 46).

Das Thema Erlaubnis zur Berührung beinhaltet das explizite Fragen der Patient_innen, aber auch die Intuition der Therapeut_innen sowie die Wahrnehmung und Interpretation nonverbaler Signale der Patient_innen (Milakovich 1992, zit. in Stenzel und Rupert 2004, 334). Knapp 60% der befragten Therapeut_innen berichteten, öfter um Erlaubnis zur Berührung zu fragen, 50% allerdings gaben an, die Berührungsarbeit nicht zu erklären oder nicht näher darüber zu reden (Stenzel und Rupert 2004, 339).

Milakovich (1998) erhob mittels 84 telefonischer Interviews, dass Psychotherapeut_innen, die während einer Sitzung berührten, zumeist weiblich, humanistisch, nicht psychoanalytisch ausgerichtet und eher älter waren und dass sie über deutlich mehr Berührungserfahrungen in der eigenen Ausbildung verfügten (Milakovich 1998, zit. in Pinson 2002, 184). Geuter (2019) verweist auf diese Befragungen von Milakovich (1998), wonach Psychotherapeut_innen mit eigener Missbrauchserfahrung die heilsame Wirkung der therapeutischen Berührung höher einschätzen als solche ohne Missbrauchserfahrungen.

1.3.3 Daten zu Gender-Konstellationen

Weibliche Psychotherapeutinnen berühren eher Frauen als Männer. Beziehungsfördernde Berührungen (einen Arm um die Schulter legen, die Hand halten, im Arm halten) kommen mehrheitlich in der Therapeutin-Patientin-Konstellation vor. Offenbar sind Psychotherapeutinnen der Meinung, gleichgeschlechtliche Berührung enthielte keine erotischen Signale, während gegengeschlechtliche leicht in diese Richtung interpretiert werden könnten (Schigl 2018). Männer als Therapeuten berühren während einer Therapieeinheit (nach Begrüßung und vor Verabschiedung) Patient_innen beiderlei Geschlechts weniger häufig und berichten von mehr erotisch-sexuellen Atmosphären (Arnold et al. 2000). Männliche Psychotherapeuten schütteln signifikant öfter die Hände mit Patient_innen als weibliche. Auch Patienten schütteln öfter Hände mit Therapeut_innen als Patientinnen. Patientinnen werden sowohl von Therapeutinnen als auch von Therapeuten signifikant häufiger berührt als Patienten (Stenzel und Rupert 2004, 338). Auf die Bewertung der Berührung durch die Patient_innen hatte die

Gender-Konstellation der Dyaden in der Untersuchung von Horton et al. (1995, 454) keinen Einfluss.

2 Die Studie: Methode und Ergebnisse

2.1 Datenerhebung und erste inhaltsanalytische Auswertung

Als Interviewpartner_innen wurden fünf Expert_innen befragt, die sich im humanistischen Cluster, speziell der Integrativen Therapie, verorten und über ein breites Erfahrungs- und Anwendungswissen in Bezug auf Berührung im Rahmen von Psychotherapie verfügen. Alle kennzeichnet, dass sie ihre eigene Ausbildung zu Beginn der Erablrierung der Psychotherapie in Deutschland bzw. Österreich gemacht haben (1970/1980er Jahre). In dieser Phase betrachtete man experimentelle und stark erlebnisaktivierende Interventionen als einen innovativen und emanzipatorischen Prozess für das Individuum – die Expert_innen wurden in dieser Phase als Psychotherapeut_innen tätig. Tändler (2011) beschreibt diese Phase als »Psychoboom«, in der plötzlich große Nachfrage an Psychotherapie und therapeutischer Selbsterfahrung und Selbstbefreiung entstanden ist.

Die befragten Expert_innen sind nunmehr seit Jahrzehnten als Lehrtherapeut_innen tätig. Es handelt sich um zwei weibliche und drei männliche Interviewte. Die ca. einstündigen Interviews wurden als teilstandardisierte Leitfadeninterviews im Juli 2020 durchgeführt. Drei davon wurden via Videokonferenz abgehalten, zwei in Person.

Für die Auswertung der Daten wurde eine strukturierte qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz durchgeführt (Kuckartz 2016). Dabei wurden a priori Kategorien (unterschiedliche Berührungsarten, Voraussetzungen, Gestaltung und Ablauf von Berührung, Wirkung und Zweck von Berührung, theoretischer Hintergrund – warum Berührung, historische Entwicklung der Berührungsarbeit) anhand des Leitfadens gebildet und innerhalb des Codierungsprozesses mit induktiv gebildeten Kategorien ergänzt. Es wurden insgesamt 44 Kategorien gebildet, deren bedeutendste im Folgenden als kursivierte Begriffe markiert werden.

2.2 Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse

2.2.1 Voraussetzungen und Gestaltung der psychotherapeutischen Berührungen

Wesentliche Voraussetzungen für die Arbeit mit Berührung waren für alle Befragten ein phänomenologisches Vorgehen, die vorherige Absprache mit den Patient_innen,

die Bereitschaft, sich von ihnen korrigieren zu lassen, und dass der therapeutische Prozess der Patient_innen immer im Vordergrund stehen müsse. Diese Voraussetzungen dienen dazu, Übergriffe und/oder (Re-)Traumatisierungen so gut wie möglich zu vermeiden.

Phänomenologisch vorzugehen, bedeutet aus Sicht der IT ganz verkürzt formuliert ein direktes, verbal und nonverbal dialogisch ausgerichtetes Sich-Einlassen auf die subjektive Sprach- und Erlebenswelt der Patient_innen. Dies soll die Entwicklung eines sich zunehmend vertiefenden hermeneutischen Verstehens sowohl des subjektiven Erlebens als auch des therapeutischen Beziehungsgeschehens ermöglichen bzw. fördern.

Die Berührung wird bei einer phänomenologischen Vorgehensweise als logische Konsequenz eines szenischen Verständnisses angesehen (B 197). Der Auslöser für Berührung ist phänomenologisch begründet, »wenn es eine Szene erfordert« (C 66–67).

»Wenn jemand zurücksinkt, in der Regression, in die Einsamkeit eines Dreijährigen, der mir grade schildert, am Fenster sitzend, es kommt niemand und dann wartet man, wartet man, wartet man. Dann ruft mich beispielsweise die Szene hin zu dem, mich stumm dazuzustellen und dem nah zu sein« (B 192–196).

Einer *reflektierten therapeutischen Haltung* wird große Bedeutung beigemessen, da die Berührung »näher und unmittelbarer ist. Eine Berührung kann nicht korrigiert werden wie ein sprachlicher Versprecher« (A 519–520). Wesentliche Elemente der Haltung, aus der Berührung erwachsen soll, sind »Liebe, Achtsamkeit, Offenheit und Demut« (D 735–737). Für Therapeut_innen bedeutet die Arbeit mit Berührungen, sich mehr als Mensch zu involvieren. Denn aus Berührung resultieren oft intensivere Patient_innen-Prozesse, die mehr Achtsamkeit der Therapeut_innen benötigten (D 470–474). »Dies ist eine andere Nähe-Erfahrung, wenn ich als Therapeut berühre oder nicht [...] Wenn ich eine therapeutische Haltung habe, wo ich mich zur Verfügung stelle, dass der Patient ein Stück Nähe-Erfahrung machen kann, [...] dann hat [das] etwas Heilsames.« (A 508–514).

Allerdings kann falsche oder zu frühe Berührung destabilisieren oder gar re-traumatisieren (C 718–722; E 562–565). Leibliche Berührung in der Psychotherapie kann auch bei Gefahr von Abhängigkeit oder bei früherer Gewalterfahrung schädigend sein (C 613–623).

Die Arbeit mit Berührung setzt eine vorherige Absprache, Ankündigung und Erlaubnis, einen *informed consent*, voraus, da Berührung als sehr intensiv erlebt werden kann (A 22–23, C 296–299, D 236–246). Eine innere Differenziertheit muss bei den Patient_innen vorhanden sein, um selbst abschätzen zu können, was da auf sie zukommen kann (C 397–305). Berührung ist ausgeschlossen, »wo die Leiblichkeit so dissoziiert oder so verletzt ist, dass das ein >zu viel< wäre. [...] Also das heißt: wenn leiblich

che Berührung, dann muss die Chance gegeben sein, dass es auch angenommen werden kann« (E 743–746). Psychosen, Realitätskonfusion oder starke Entfremdungszustände werden als Kontraindikation angesehen. Die Patient_innen müssen »im Alltag halbwegs zurechtkommen« (A 120–121) und sich selbst beruhigen und regulieren können.

Eine weitere Voraussetzung ist die *Korrigierbarkeit* der Interventionen durch die Patient_innen (B 547–551; A 95–98). Dabei ist es wichtig, die Achtsamkeit auch auf ein mögliches »unausgesprochenes Nein« (C 74–76) der Patient_innen zu legen, die Grenzen der Patient_innen zu erkennen, zu respektieren und die Interventionen entsprechend anzupassen (E 172–177). Vor allem bei Opfern von Missbrauch ist das enorm wichtig, da das »Menschen [sind], die sich nicht mehr mit dem eigenen >Nein< wehren können« (B 563–564).

Eine *stabile therapeutische Beziehung* ist notwendig, in der kein Anpassungsdruck seitens der Patient_innen herrscht (D 49–56). Die Patient_innen müssen auch jederzeit die Möglichkeit haben, die Berührung zu beenden. »Also jede Haltearbeit, so ist, dass ein Mensch durch kleinste Zeichen signalisiert: Jetzt wirds mir zu viel. Und dann kann er wieder raus« (E 279–280).

Psychotherapeutische Berührungsinterventionen basieren auf dem *Prozess der Patient_innen* und deren Intimitätsgrenzen und weniger auf einer Diagnose (E 733–735).

»Das Wichtigste [ist], dass man die Intimitätsgrenzen von Menschen wahrt. Dass man immer weiß: intimer, wie eine leibliche Berührung geht nicht. Dort ist die Verletzungsgefahr oder die Gefahr von Irritationen eigentlich am allergrößten« (E 668–670).

Das *langsame und behutsame Vorgehen* bei der Berührungsarbeit bedeutet, dass die Dosis und die Geschwindigkeit von Berührung auf die Patient_innen abgestimmt werden müssen (A 338–342). Durch die achtsame Berührungsgestaltung sollen traumatisierungähnliche Szenen oder Abhängigkeitsentwicklungen vermieden werden (C 696–700). Die Berührung wird durch langsame Annäherung und in Abstimmung mit den Patient_innen »ausprobiert«. Die Berührungsarbeit beginnt abgestuft mit eigenleiblichem Spüren, meist gefolgt von Selbstberührung der Patient_innen.

»Dann kann es auch sein, dass ich, nachdem ich gesagt habe, >tun sie selber da mal ihre Hand hin<, in der Anleitung sich selbst zu berühren. Wenn das dann nichts nützt oder nicht gut geht oder manchmal auch zusätzlich, dann kann schon sein, dass ich frage, ob ich berühren darf« (A 33–37).

Die Intervention der Berührung durch die Therapeut_innen kommt erst bei Notwendigkeit und/oder nach der Selbstberührung durch die Patient_innen (E 488–489).

Um mit Berührung zu arbeiten, müssen Therapeut_innen selbst innerlich »aufgeräumt sein« und eine starke Präsenz haben. Das Verschieben der eigenen Bedürfnisse bei starker Emotionalität der Patient_innen (A102–110) ist notwendig. Ein solches »Aufgeräumt-Sein« ist nicht gegeben,

»[w]enn sich ein Therapeut einsam fühlt und vielleicht von seiner Frau verlassen worden ist und so weiter, gerade mit Frauen [ist] drauf zu achten, wenn dann nährende Körperarbeit ansteht, es eher dann nicht durchzuführen, um nicht versteckter Weise die eigenen Defizite auszugleichen. Oder wenn jemand grad aus irgendeinem Grund schlecht drauf ist und dann jetzt vielleicht mit einer katalytischen oder konfliktzentrierten Intervention vielleicht dann stärker drückt, als erforderlich ist, weil er die eigene Wut zum Ausdruck bringt« (D 429–436).

2.2.2 Arten von Berührung

Berührung als Intervention dient einem therapeutischen Zweck oder Ziel. Es finden Berührungen auch außerhalb der eigentlichen psychotherapeutischen Arbeit statt: das soziale, rituelle Berühren beim Begrüßen als Händeschütteln, mit teilweise zusätzlichen Berührungen an Arm oder Schulter, das sich im Zuge eines Therapieprozesses verändern kann (C, 56–58) – oder auch beiläufige Berührungen, die als kurze Berührungen Widerstand geben oder Rücken stärkend beschrieben werden. Diese dienen eher der Stärkung der therapeutischen Beziehung (D 128–131).

Die *Halt gebende, stützende, ko-regulierende/beruhigende oder Trost gebende Berührung* ist die von den Interviewten am häufigsten angewandte und akzeptierte Intervention. Während bei Trost gebenden Berührungen eindeutig Trauer im Hintergrund steht, gibt es auch Berührungen mit einem allgemein unterstützenden Charakter: zum Beispiel eine Hand auf die Schulter legen, um zu ermutigen, den Rücken stärken, je nachdem, welche Qualität die Emotionen im Hintergrund dies gerade verlangen.

Diesen Berührungen ähnlich wird auch die *nachnährende Berührung* beschrieben. Dabei geht es um Defizit-Erfahrungen von Patient_innen, an deren Stelle mit Berührung eine korrigierende Erfahrung gemacht werden kann: »Haltend-stützend oder korrigierend, im Sinne von »eine Berührung muss nicht übergreifig sein« (C 327–328). Der Begriff »Haltearbeit« (E 132) wird hierfür von einigen Interviewten verwendet.

Im Bereich des *Leiberlebens* oder des Körperspürsinnens kommen Berührungen als Verstärkungen, Ausdruck von Wut, Kraft und Widerstand oder evokative Berührungen (Öffnung der Leibarchive) zum Einsatz. Dabei wird die Erfahrung beschrieben, dass bei Berührungen »Szenen, Bilder, Gefühle auch wach werden, die vielleicht vorher gar nicht so wahrgenommen worden sind und sogar den Klienten überraschen oder ihm was Neues erzählen« (D 531–533).

Die *kathartische, katalytische* oder »Druckpunkt-Arbeit« (Druck in die Muskulatur) ist allen Interviewten bekannt, wird aber sehr unterschiedlich gesehen. Regelmäßigen Einsatz findet sie nur bei einem Interviewten. Zwei der Interviewten lehnen sie grundsätzlich als Intervention ab, da sie auch schmerzhaft sein kann bzw. die dadurch evozierten Patientenprozesse schwer zu kontrollieren sein können (C 246–257).

»Ich habe das selber erlebt und ich fand das bei mir auch durchaus hilfreich, aber nicht nur, ich fand das auch extrem intrusiv. Also und es gibt angenehmere Methoden [...] [im Sinne von:] »Eis bricht man nicht, man schmilzt es« (E 849–856).

Grundsätzlich werden *Berührungen vermieden*, die Intimitätsgrenzen der Patient_innen überschreiten (E 504–514) beziehungsweise die nicht achtsam, ohne Geduld oder nicht phänomenologisch durchführbar sind (D 214–217). Ein »Nein« der Patient_innen muss gehört, aber auch gespürt bzw. bemerkt werden (C 74–76). Berührungen, die von allen Interviewten bewusst vermieden werden, sind erotisierende und gewalttätige Berührungen (A 44–77; D 211–214; E 960–962).

2.2.3 Wirkung und Zweck von Berührung

Die Befragten nannten drei Bereiche, die nur mithilfe von realer leiblicher Berührung erreicht werden können:

Als erster Bereich kann Berührung eine *Aktivierung des Körpergedächtnisses* bewirken bzw. einen erleichterten Zugang zu den »Leib-Archiven« ermöglichen. Dabei werden (neue) Erinnerungen geweckt, ein Aufkommen alter Szenen evoziert, unbewusst Abgespaltenes aktiviert oder Verdrängtes deutlich (A 291–293; B 499–529; C 238–246; D 508–513). »Weil die Erinnerungen zum Teil fragmentiert sind und über die Körperberührung zum Teil auch wieder vollständiger werden können. Das ist ein Erfahrungswert, der sich aus der Praxis zeigt« (A 289–292). So gibt es Situationen, zum Beispiel tiefe Trauer, Krisen mit emotionaler Überschwemmung oder in der Traumatherapie, da braucht es Berührung, weil man »mit Sprache, Medium, Dialog oder Selbstwahrnehmungsübungen nicht an die Inhalte« (B 53–55) kommt, sondern erst über die Unmittelbarkeit der Zwischenleiblichkeit (z. B. Trost).

Der zweite Bereich betrifft *Ereignisse vor dem Spracherwerb*. Vor allem bei Frühstörungen kommt man über Körperberührungen zu Emotionen vorsprachlicher Lebensphasen (B 334–337): »Es geht also um interventive Erreichbarkeit. Dort, wo das noch mit Sprache oder in Übungen erreichbar ist, reicht es, wenn die Aufmerksamkeit aufs eigenleibliche Spüren gelenkt wird« (E 123–130).

Als dritten Bereich gibt es *Defiziterfahrungen*, die nicht alleine, also auf der Selbst-Ebene, sondern nur mit einem anderen, einem Gegenüber, bearbeitbar sind (C 325–331).

und 449–454). Den Patient_innen wird zum Beispiel über eine Haltearbeit ein Gefühl von Unterstützung, Halt, Geborgenheit gegeben, etwas, das sie in dieser Form noch nicht erfahren haben. Somit wird eine korrigierende, nachsozialisierende Erfahrung möglich (A 263–267).

»In der Haltearbeit [...] [bekommen] Menschen oder Patienten erstmal eine Idee darüber, was es nicht gab. Das Problem ist, dass [es schwierig ist] [...] über das [...], was es gar nicht gab, [...] erstens sich zu erinnern [...] und zweitens ist es schwierig, dafür eine Sprache dann zu finden« (E 132–138).

2.3 Kritisch-hermeneutische Analyse

Unabhängig von der Inhaltsanalyse wurden die Interview-Transkriptionen für diesen Beitrag einer kritisch-hermeneutischen Analyse in Anlehnung an Kellers (Keller 2008) wissenssoziologische Analyse durch die Mit-Autorin unterzogen. Diese Phase der Auswertung dient dazu, aus Materialien Aussagen über wissenssoziologische Strukturen zu einem gesellschaftlichen Feld zu machen. In unserem Fall wird zum Thema leibliche Berührung in der Psychotherapie gefragt, welche Haltungen und diskursive Wirklichkeiten hier in einer Gruppe erfahrener, älterer Psychotherapeut_innen vorherrschen und inwieweit sich diese Diskurse mit anderen bestätigen oder diesen widersprechen. Zudem soll ein Blick darauf geworfen werden, welche Aspekte in den Interviews von den Expert_innen nur am Rande benannt werden und was ausgespart wird. In diesem Sinne werden die in der qualitativen Inhaltsanalyse thematisch geordneten und komprimierten Aussagen der interviewten Personen quasi dekonstruiert. Dazu wurden die Original-Transkripte verwendet und die kritische Analyse, ohne die Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse miteinzubeziehen, durchgeführt. Auf diese Weise erwachsen aus dem Datenmaterial zwei voneinander unabhängige, durchaus auch kontrastierende Auswertungsstränge.

Dabei wurden zuerst für jedes Interview einzeln inhaltliche Kategorien durch offenes Kodieren erstellt und Memos angelegt. In einem zweiten Schritt wurden die Kategorien verglichen und auf gemeinsame/divergierende Aspekte hin untersucht. Weiters wurden als Feinanalyse durch selektives Kodieren auffällige Strukturen herausgearbeitet. Schließlich wurden alle Ebenen zusammengeführt und interpretiert.

2.3.1 Zur Struktur der Interviews

Auffallend an der Form des Interviews ist die Haltung des Interviewers. Er beschreibt sich in einleitenden Passagen als hochinteressiert an Berührungsvorgängen und

gibt an, selbst dahingehend Ausbildungen gemacht zu haben. Im Prozess des Gesprächs ergänzt er einige Male die Aussagen der Interviewten mit eigenen Worten bzw. bringt selbst Fachvokabular ein. Die Interviews haben weniger den Charakter einer Informationssammlung durch eine neutrale Person als den des Gesprächs einer erfahrenen Expert_in mit einem jüngeren, wissbegierigen Kollegen. Aus dem heraus wirkt der Ton der Interviews stellenweise freundschaftlich, zumindest gut-kollegial. Die Befragten sprechen also mit einem, der das, worüber er fragt, selbst erfahren und reflektiert hat, man ist also »entre nous«. Durch diese Art der Interviewführung entsteht eine dichte, nahe Atmosphäre. Die Befragten antworten sehr spontan, man hat den Eindruck, dass sie ihre Aussagen kaum zensurieren und sehr offen sind. Diese Dichte spiegelt szenisch auch das, was die Interviewten in Bezug auf das Thema Berührung beschreiben. Möglicherweise wären die Aussagen einer sich kritischer gebenden Interviewer_in gegenüber zurückhaltender ausgefallen.

2.3.2 Im Gegensatz zu heute: die (guten?) alten Zeiten

Prägnant wird in allen Interviews eine Konstruktion, in der die Vergangenheit als leib- bzw. berührungsnäher und -affiner beschrieben wird. Alle befragten Expert_innen berichten aus eigener Ausbildungszeit bzw. von experimentellen Selbsterfahrungssettings, in denen sie Erfahrungen mit leiblicher Berührung sammeln konnten. Sie erwähnen dabei explizit die 1970er bis späten 1980er Jahre und bringen beispielhaft Slogans aus den damals vorherrschenden Diskursen einer Aufbruchsbewegung wie »Touch me, heal me, feel me«, »lose your brain and find to your senses«¹ in einer »sensory awareness« und Absage an »mindfucking« (B 76–78). Die Anmutung von Berichten aus einer »wilden, abenteuerlichen Zeit«, von der »die Alten« dem fasziniert lachenden »Jungen« erzählen, liegt dabei nahe. In den Interviews wird ein Gegensatz aufgebaut, in dem die Gegenwart als »verwissenschaftlicht und verprofessionalisiert« (B 575) beschrieben wird. Diese stehe im Kontrast zu einer ungeordneteren, experimentierfreudigen, aber auch ungeschützteren Vergangenheit vor 40 bis 50 Jahren. »[B]ei uns war damals schon diese dieses kathartische Ausagieren – das stand damals hoch im Kurs. Aber das war eher so ein Befreiungsversuch« (A 331–332). Je nach Interview ist eine Sehnsucht zumindest nach Elementen dieser Zeit bis hin zu einer kritischen Haltung den damaligen Aktionen gegenüber erkennbar: »dass doch alles nicht so toll ist, wenn man sozusagen über die Grenzen drübergeht« (E 889–890). Im Umgang mit Leiblichkeit und vor allem in Bezug auf Berührung wird ein Bruch konstatiert. Nur ein Interviewter sieht hier eine Entwicklung, die im Moment auch wieder leibnahe Interventionen begünstige: »Es gibt jetzt viel mehr, wieder körperorientierte Ansätze, die auf dem Markt sind und die Ausbildungen anbieten, als noch vor zehn Jahren« (D 794–796).

Insgesamt aber wird in den Interviews ein Kontrast von »Damals = berührungsauffin, körpernahe« und »Heute = professionalisierter, standardisierter, körperferner« konstruiert.

2.3.3 Trauma und leibliche Berührung

Alle Interviewten rekurren an mehreren Stellen auf die Erkenntnisse der letzten 20 Jahre zu Traumatisierung und setzen diese in Bezug zu Gefahren einer körperlichen Berührung im Sinne einer möglichen Retraumatisierung entsprechend vorgeschädigter Patient_innen: »Das heißt, über Berührung werden auch Erinnerungen wach, das ist ein Erfahrungswert. Da sind wir zum Teil schon auch im Trauma mit drinnen« (A 289–291). Oder: »[D]a ist einfach Traumatisches, im Sinne einer unintegrierten Erfahrung abgespeichert« (C 371–372). Wichtig hierbei ist, dass nicht die Berührung selbst als traumatisch angesehen wird, sondern dass dadurch unbeabsichtigt alte Traumata aus dem Leibgedächtnis reaktiviert werden könnten. Alle Befragten mahnen hier zu besonderer Behutsamkeit:

»Da natürlich eine Berührung eine Katastrophe innerlich auslösen kann und dass die ganz vorsichtig und langsam und gut vorbereitet auch stattzufinden hat und [...] da muss auch das Vertrauen über viele Jahre aufgebaut sein« (D 359–361).

In einer kritischen Analyse der Interviews scheint es, als ob der Traumadiskurs den Körperdiskurs durchkreuzt und ihn (fast?) zum Erliegen gebracht hätte.

2.3.4 Gender und Sexualität

Alle Interviewpartner_innen erwähnen zumindest am Rande Gender-Aspekte, dies allerdings in ganz unterschiedlicher Weise. Einerseits wird rein technisch darauf Bezug genommen, dass bei genderheterogenen Dyaden – etwa bei intensiverem Körperkontakt wie »Haltearbeit« – ein Kissen zwischen Therapeut_in und Patient_in gelegt werden sollte, um den Kontakt etwas weniger unmittelbar zu gestalten. Dies offenbar, um die Intimität der Berührung etwas abzumildern und die Gefahr von sexuellen (Fehl-)Interpretationen hintanzuhalten – wie einige betonen, sowohl zum Schutze der Patient_innen wie, vielleicht noch mehr, zu jenem der Therapeut_innen: »dass es mehr zum Schutz der Therapeuten verbannt worden ist als zum Schutz der Patienten« (A 485–486). In dem Zusammenhang wird auch darauf hingewiesen, dass Therapeut_innen selbst nicht bedürftig sein sollen, wenn sie Berührungen in der Therapie anwenden. Die Gefahr der missbräuchlichen, d. h. zur Befriedigung der Therapeut_innen angewandten Berührung, wird in den Interviews meist umschrieben oder nur angedeutet, kaum breiter erörtert. Das

Wort sexueller Missbrauch durch Therapeut_innen wird nur einmal explizit erwähnt: Vielleicht, weil das Thema als zu problematisch wahrgenommen und deshalb vermieden wird oder weil man sich zu denjenigen zählt, die hier nicht in Versuchung kommen.

Interessant zum Thema Gender ist, dass Erotik ausschließlich in der heterosexuellen Dyade konzipiert wird. »Was schon immer mit zu beachten ist, ist das Mann-Frau Phänomen. Ich bemerke, dass ich bei Frauen mit der Berührung viel direkter bin als wie mit Männern« (weibliche Interviewte, A 171–172). Berichtet wird von sexualisierten Atmosphären sowohl bei männlichen wie auch bei weiblichen Therapeut_innen. Homoerotische Gefühle werden in keiner Sequenz erwähnt und existieren in den Interviewtexten zu Berührung nicht. Andere Diversity-Variablen werden nur von einer Interviewpartnerin erwähnt. Sie beschreibt die Unterschiedlichkeit von »social worlds« als eine Schwierigkeit bei Berührungen in der Psychotherapie, die das Unverständnis gerade in der genderheterogenen Dyade verstärken können (A 535–539). Alter als ein Aspekt, der Berührung (scheinbar?) einfacher macht (weil nicht mehr so sexualisiert wahrgenommen), wird – bezeichnenderweise – von einer weiblichen Interviewpartnerin erwähnt (A 171–175).

2.3.5 Gegensatzpaar Natur/Kultur, Bauch/Kopf, Unmittelbarkeit/Wissenschaftlichkeit

Im Zusammenhang mit Berührung nehmen die befragten Expert_innen den Diskurs um die Dualität von Körper und Geist auf. Immer wieder wird argumentiert, dass leibliche Berührungen unmittelbarer, ursprünglicher, zum Teil auch mächtiger und nachhaltig heilender wären als über die Sprache vermittelte Inhalte »möglichst viel die Kognition zurücktreten zu lassen und die Unmittelbarkeit des Körpers reden zu lassen« (B 581–582). Auch wenn programmatisch von einer graduellen Abstufung zwischen verbalem und physischem Kontakt die Rede ist, klingt dieser Körper-Geist-Dualismus immer wieder – auch als Begründung für die Heilsamkeit von Berührung – durch. Obwohl die Persönlichkeitstheorie der IT den Menschen grundsätzlich als Leibsubjekt auffasst und eine Durchdringung von kognitiven, emotionalen und leiblichen Aspekten des Erlebens postuliert, argumentieren die befragten Expert_innen weitgehend im Sinne eines dualistischen Denkens:

»Sozusagen die sogenannte Scheinwissenschaftlichkeit und so, so ein empirisches Bild von der therapeutischen Situation versucht da zu entwickeln, indem die Kognition viel stärker betont worden ist, als die Emotion und die körperliche Empfindungswelt« (D 787–790).

Auch dieser Hintergrund trifft und verstärkt sich mit dem zuerst beschriebenen Gegensatz im Zeitgeist. Die 1970er und 1980er Jahre werden hier hungriger nach emotionalem

Erleben und unmittelbarer Sinneserfahrung in der Leiblichkeit konzipiert, während die Gegenwart als kognitiver, »wissenschaftlicher«, im Sinne von strukturierter und vorsichtiger im Erleben beschrieben und bewertet wird.

3 Diskussion und Schlussfolgerungen

Durch die zweifache, voneinander unabhängige Auswertung des Materials durch zwei der Autor_innen erschließen sich jeweils unterschiedliche Perspektiven: Exemplarisch kann hier nachverfolgt werden, wie die Auswertung ein und desselben qualitativen Materials je nach angewandter Methode verschiedene Schwerpunkte zutage zu fördern vermag. Während die qualitative Inhaltsanalyse die subjektiven Ansichten der Befragten strukturiert zusammenfasst und auf der inhaltlichen Ebene ihrer Konstruktionen bleibt, versucht die kritisch-hermeneutische Analyse, mögliche Hintergründe und das Zwischen-den-Zeilen-Gesagte ans Licht zu heben, diese subjektiven Konstruktionen der Interviewten quasi zu dekonstruieren.

Generell stellt die körperliche Berührung in der Psychotherapie in ihren unterschiedlichen Aspekten in den Augen der für die Studie Befragten eine einzigartige, machtvolle Interventionsform mit großem Heilungspotenzial dar, die durch nichts Anderes ersetzt werden kann. Dennoch wird sie heute von Psychotherapeut_innen kaum eingesetzt. Selbst erfahrene Integrative Therapeut_innen, die in therapeutischen Berührungen ausgebildet worden sind, verwenden diese Interventionsform nur sehr zurückhaltend (Höfner 2008). Auch die Interviewten berichten von zunehmender Zurückhaltung mit Berührungen in der Psychotherapie, die sich deutlich vom Modus Operandi vor 30 bis 40 Jahren unterscheidet. Diese Entwicklung deckt sich mit jener der spätmodernen westlichen Welt hin zu einer »berührungslosen« Gesellschaft (von Thaden 2018).

Die Fachliteratur legt nahe, dass körperliche Berührung im Rahmen einer Psychotherapie zur Vertiefung und Festigung der therapeutischen Beziehung beitragen und insgesamt eine positive Wirkung für den Therapieprozess entfalten kann (Geuter 2019). Sie berge zwar gewisse Gefahren der Fehlinterpretation und auch des Missbrauchs, diese Gefahr scheint jedoch sehr viel geringer zu sein, als von vielen Psychotherapeut_innen angenommen wird (McRae 2009). Mögliche Gründe für die Vorsicht zu berühren können der Missbrauchsdiskurs in Psychotherapie und Gesellschaft, ein diesbezüglich sensibilisierter Zeitgeist, wie er sich etwa in der MeToo-Debatte zeigt, die Befürchtung, eine Sexualisierung der therapeutischen Beziehung zu bewirken und die Angst vor einer Trauma-Reaktivierung sein. Alle in der Studie Befragten nehmen explizit Bezug auf den Traumadiskurs bzw. auf eine Re-Traumatisierungsgefahr. Eine entgleiste Berührung in der Psychotherapie wäre allerdings eine primäre Traumatisierung und keine Re-Trau-

matisierung, wie in den Interviews benannt. Dieser Aspekt wird in den Interviews nicht elaboriert.

Gerade traumatisierte Patient_innen scheinen, entgegen den Befürchtungen von Therapeut_innen, von geglückten Berührungseingriffen besonders zu profitieren, wie die Daten einer (älteren) empirischen Erhebung (Horton et al. 1995) nahelegen. Bestätigung erfahren diese Daten durch neuere soziologische, entwicklungspsychologische und neurobiologische Forschungen (Böhme 2019; Grunwald 2017), die ganz allgemein auf die große gesundheitliche Bedeutung zwischenmenschlicher Berührungen jenseits von Erotik und Sexualität in allen Altersstufen hinweisen.

Eine Konsequenz dieser Erkenntnisse könnte sein, die Psychotherapie-Ausbildung in Hinblick auf leibliche Berührung wieder zu intensivieren, will man diese als Interventionsform in der Psychotherapie beibehalten bzw. neu aufgreifen. Eine Ethik der therapeutischen Berührung bedarf allerdings einer Schulung im professionellen, kompetenten Umgang mit ihr. Um eine »Eindeutigkeit der Berührung und Klarheit der Zuwendung« (Hömann-Kost 2018, 37) erreichen zu können, ist für diese Art von Interventionen eine entsprechende Selbsterfahrung der Psychotherapeut_innen Grundvoraussetzung. Ganz zentral gilt es ein ausreichendes Bewusstsein darüber zu entwickeln, inwieweit eine unzureichend bearbeitete/integrierte eigene Berührungsbedürftigkeit, eine narzisstische Störung oder eigene Erfahrungen von Übergriffigkeit/Distanzlosigkeit in den Impuls zu berühren, aber genauso in den Impuls nicht zu berühren, obwohl es angezeigt wäre, einfließen.

Ein wichtiger Teilaspekt einer professionellen Ausbildung betrifft den in der Regel nicht explizit gemachten Machtdiskurs der therapeutischen Beziehung allgemein und in Bezug auf das Thema Berührung im Speziellen. Zu den Interviews kann kritisch angemerkt werden, dass das Thema der Macht der Therapeut_innen bzw. das Machtgefälle zwischen Patient_in und Therapeut_in zwar unausgesprochen immer mitschwingt:

»Die Therapeutinnen, die saßen immer so mit den Schals und den langen Kleidern da und es waren, waren so die Göttinnen, die auch vor, die auch irgendwie so implizit verlangt haben, dass man die Niederwerfung vor ihnen macht« (E 937–940).

Explizit angesprochen oder nachträglich kritisch reflektiert wird dieses Thema von den Interviewten jedoch kein einziges Mal. Hingewiesen wird eher technisch auf die Wichtigkeit des Einholens einer Zustimmung für körperliche Berührung, auf den informed consent. Immer wieder ist hingegen von der Bedeutung einer guten, vertrauensvollen therapeutischen Beziehung die Rede – ein offenes Ansprechen der Macht und des Machtgefälles in der Beziehung seitens der Expert_innen unterbleibt aber. Obwohl das Thema Macht sich in den Diskursen um Trauma, Sexualität und Gender verdichtet,

bleibt es in den Aussagen der Befragten nebulös, ein Hintergrundrauschen, das zwar vorhanden ist, an das man sich aber so gewöhnt hat, dass es nicht mehr in den Vordergrund der Aufmerksamkeit dringt. Dieses Machtgefälle ist zudem im Kontext der gesellschaftspolitischen Machtdiskurse zwischen Frauen und Männern, zwischen sozial Höhergestellten und sozial Benachteiligten, Arbeitgeber_innen und Arbeitnehmer_innen etc. zu bewerten. Es sollte daher generell die psychotherapeutische Beziehung auch unter diesem Machtaspekt reflektiert, gegebenenfalls besprochen und intersubjektiv abgestimmt werden (Gahleitner und Schigl 2019).

Vor diesem Hintergrund wäre es unbedingt nötig, aktuelle Aussagen von Patient_innen zum Thema realer leiblicher Berührung in der Psychotherapie zu erheben, da die vorhandenen Daten großteils aus den 1990er Jahren stammen. Erst dann können Benefit und Risiken dieser Interventionsform in der Psychotherapie besser eingeschätzt werden. Weiters bedarf es eines offenen Dialogs auch innerhalb der psychotherapeutischen Ausbildungen, ob und wie man diese Form der Intervention weiterführen und lehren möchte.

Anmerkung

- 1 Originalzitat Fritz Perls: »Lose your mind and come to your senses.«

Literatur

- Arnold, Eva, Irmgard Vogt und Ute Sonntag. 2000. »Umgang mit sexueller Attraktivität und Berichten über sexuelle Kontakte im psychotherapeutischen Setting«. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie* 48 (1): 18–35.
- Bauriedl, Thea. 1998. »Ohne Abstinenz stirbt die Psychoanalyse«. *Forum der Psychoanalyse* 14: 342–363.
- Bloch-Atefi, Alexandra und Julie Smith. 2015. The Effectiveness of Body-Oriented Psychotherapy: A Review of the Literature. Zugriff 24.11.2021. <https://pacja.org.au/2015/07/the-effectiveness-of-body-oriented-psychotherapy-a-review-of-the-literature-2/>.
- Böhme, Rebecca. 2019. *Human Touch. Warum körperliche Nähe so wichtig ist. Erkenntnisse aus Medizin und Forschung*. München: C. H. Beck.
- Bohne, Michael. 2010. *Bitte klopfen! Anleitung zur emotionalen Selbsthilfe*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Ferenczi, Sándor. 2013. *Das klinische Tagebuch*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fogel, Alan. 2013. *Selbstwahrnehmung und Embodiment in der Körperpsychotherapie. Vom Körpergefühl zur Kognition*. Stuttgart: Schattauer.
- Fuchs, Thomas. 2021. *Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie*. Berlin: Suhrkamp.
- Gahleitner, Silke B. und Brigitte Schigl. 2019. *Psychotherapie als Beziehung und Prozess: Chancen, Risiken, Fehlerquellen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Geuter, Ulfried. 2019. *Praxis Körperpsychotherapie. 10 Prinzipien der Arbeit im therapeutischen Prozess*. Berlin: Springer.

- Grunwald, Martin. 2017. *Homo hapticus. Warum wir ohne Tastsinn nicht leben können*. München: Droemer.
- Harms, Thomas. 2016. Emotionale Erste Hilfe. Grundlagen und Praxis bindungsbasierter Eltern-Säugling-Körperpsychotherapie. In *Körperpsychotherapie mit Säuglingen und Eltern. Grundlagen und Praxis*, hrsg. v. Thomas Harms, 143–180. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Harrison, Carmel, Robert S.P. Jones und Jaci C. Huws. 2012. »We're People Who Don't Touch: Exploring Clinical Psychologists' Perspectives on Their Use of Touch in Therapy«. *Counselling Psychology Quarterly* 25 (3): 277–287. <https://doi.org/10.1080/09515070.2012.671595>.
- Heisterkamp, Günter. 1993. *Heilsame Berührungen. Praxis leibfundierter analytischer Psychotherapie*. München: Pfeiffer.
- Hofer-Moser, Otto. 2018. *Leibtherapie. Eine neue Perspektive auf Körper und Seele*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Höfner, Claudia. 2008. Der Berufsalltag Integrativer BewegungstherapeutInnen: Ergebnisse der Fragebogenerhebung mit Absolventinnen und Studierenden der IBT-Weiterbildung. Zugriff 11.04.2022. https://www.oegit.at/wp-content/uploads/2017/08/Endbericht_Berufsalltag_IBT.pdf
- Höhmman-Kost, Annette, Hrsg. 2018. *Integrative Leib- und Bewegungstherapie (IBT). Theorie und Praxis*. Bern: Hogrefe.
- Horton, Judith Anne, Pauline Rose Clance, Claire Sterk-Elifson und James Emschhoff. 1995. »Touch in Psychotherapy: A Survey of Patients' Experiences«. *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training* 32 (3): 443–457. <https://doi.org/10.1037/0033-3204.32.3.443>.
- Keller, Reiner. 2008. »Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung«. *Forum Qualitative Sozialforschung*. Zugriff 10.12.2021. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/19108>.
- Koemeda-Lutz, Margit, Martin Kaschke, Dirk Revenstorff, Thomas Scherrmann, Halko Weiss und Ulrich Soeder. 2006. Evaluation der Wirksamkeit von ambulanten Körperpsychotherapien – EWAK. Zugriff 30.12.2021. <https://static1.squarespace.com/static/5fec96b6fe3e8e40a82f92ad/t/5fed0c4a5de1995715336fc9/1609370699625/koemeda-2006-ewak-316-e-version.pdf>.
- Kuckartz, Udo. 2016. *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 3., überarbeitete Aufl. Grundlagentexte Methoden. Weinheim: Beltz.
- Leitner, Anton und Claudia Höfner. 2020. *Handbuch der Integrativen Therapie (2. Aufl.)*. Berlin: Springer.
- May, John. 2005. »The Outcome of Body Psychotherapy«. *the usa body psychotherapy journal* 4 (2). Zugriff 24.11.2021. [https://www.ibpj.org/issues/usabpj-articles/\(5\)_May__J_The_Outcome_of_Body_Psychotherapy_USABPJ_4.2__2005.pdf](https://www.ibpj.org/issues/usabpj-articles/(5)_May__J_The_Outcome_of_Body_Psychotherapy_USABPJ_4.2__2005.pdf).
- McRae, Anastasia D. 2009. »The Continuing Evolution of Touch in Psychotherapy«. *The usa body psychotherapy journal* 8 (2): 40–47.
- Milz, Helmut. 2019. *Der eigen-sinnige Mensch. Körper, Leib & Seele im Wandel*. Aarau, München: Edition Zeitblende.
- Orth, Ilse. 2015. Der »domestizierte Körper« – Die Behandlung »beschädigter Leiblichkeit« in der Integrativen Therapie. Zugriff 02.10.2021. <https://www.fpi-publikation.de/download/10518/>.
- Petzold, Hilarion G. 1988. *Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie*. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, Hilarion G. 2003. *Integrative Therapie. Modelle, Theorien & Methoden einer schulübergreifenden Psychotherapie (Bd. 1, 2 und 3)*. Paderborn: Junfermann.
- Pinson, Bassyia. 2002. »Touch in Therapy: An Effort to Make the Unknown Known«. *Journal of Contemporary Psychotherapy* 32 (2/3): 179–196. <https://doi.org/10.1023/A:1020545010081>.

- Reich, Wilhelm. 1948, 1989. *Charakteranalyse*. 3. Ausgabe. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Röhrich, Frank. 2009. »Body Oriented Psychotherapy. The State of the Art in Empirical Research and Evidence-Based Practice: A Clinical Perspective«. *Body, Movement and Dance in Psychotherapy* 4 (2): 135–156. <https://doi.org/10.1080/17432970902857263>.
- Schigl, Brigitte. 2018. *Psychotherapie und Gender. Konzepte. Forschung. Praxis*. Wiesbaden: Springer.
- Schmitz, Herman. 2009. *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. 2. Aufl. Bielefeld: Aisthesis.
- Siller, Bernhard. 2021. *Die körperliche Berührung als Intervention in der Integrativen Therapie in der ambulanten Praxis*. Master-Thesis zur Erlangung des akademischen Grades »Master of Science« im Universitätslehrgang Psychotherapie (Integrative Therapie) an der Donau-Universität Krems. Zugriff 13.04.2022 <http://webthesis.donau-uni.ac.at/thesen/202283.pdf>.
- Smith, Edward. W. L. 1998. »A Taxonomy and Ethics of Touch in Psychotherapy«. *Touch in Psychotherapy: Theory, Research, and Practice*: 36–51: Guilford Press.
- Stenzel, Cheryl L., und Patricia A. Rupert. 2004. »Psychologists' Use of Touch in Individual Psychotherapy.« *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training* 41 (3): 332–345. <https://doi.org/10.1037/0033-3204.41.3.332>.
- Tändler, Maik. 2011. »Psychoboom«, Therapeutisierungsprozesse in Westdeutschland in den späten 1960er- und 1970er-Jahren«. In *Das beratene Selbst, Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen‹ Siebzigern*, hrsg. v. Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler, 59–94. Bielefeld: transcript.
- Thadden, Elisabeth von. 2018. *Die berührungslose Gesellschaft*. München: C. H. Beck.

Die Autor_innen

Otto Hofer-Moser, Dr. med. MSc, ist Arzt für Allgemeinmedizin i.P. und Lehrtherapeut der IT mit dem Schwerpunkt Leibtherapie und Psychosomatik.

Kontakt: Otto Hofer-Moser, Aussichtsweg 6, 9232 Rosegg; E-Mail: otto.hofer-moser@aon.at

Brigitte Schigl, Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ MSc., ist Klinische- und Gesundheitspsychologin, Psychotherapeutin, Supervisorin sowie Lehrtherapeutin für IT. Sie arbeitet in freier Praxis in Wien und Krems und lehrt und forscht an der Karl Landsteiner Privatuniversität und an der Universität für Weiterbildung Krems v. a. zum Thema Genderaspekte im psychotherapeutischen Prozess.

Kontakt: Brigitte Schigl, Rembrandtstraße 4/11, 1020 Wien; E-Mail: brigitte.schigl@aon.at; <https://orcid.org/0000-0001-9646-3074>

Bernhard Siller, MSc, ist Unternehmensberater und Psychotherapeut in freier Praxis.

Kontakt: Bernhard Siller, Emil-Kofler-Gasse 10a, 5020 Salzburg; E-Mail: praxis@selbstwirksam.at; www.selbstwirksam.at

Doing Digital Biography

Nähe und Alter(n) in pandemischen Zeiten

*Lea Spahn & Rafaela Werny*¹

Journal für Psychologie, 30(2), 50–69

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-50>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Die Veränderlichkeit und Endlichkeit von Körpern im lebenslangen Alterungsprozess und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die diese prädisponieren, adressiert der vorliegende Artikel mit einem Fokus auf Nähebeziehungen im pandemischen Kontext. Materialbasis sind virtuell geführte Gruppendiskussionen mit Menschen zwischen 60 und 80 Jahren. Dabei bildete der virtuelle Raum einen medial vermittelten Begegnungsraum, um Körper retrospektiv (neu) zu lesen. Die erzählten »Körperbiografien« stellen dabei Aushandlungen des alternden Subjekts im Kontext der pandemischen Situiertheit und Handlungsfähigkeit dar. Die Einschränkungen durch die Reglementierungen und Lockdowns, die Konstruktion als Risikogruppe und die daraus resultierende Wahrnehmung von Körperlichkeit wurde von den Teilnehmer*innen in ihrer Ambivalenz reflektiert. Nähebeziehungen werden dabei in besonderer Weise adressiert – durch die Abwesenheit körperlicher Nähe, die Erfahrung von Nähe in virtuellen Räumen und in Form von reflexiven, biografischen (Selbst-)Begegnungen, die sich zwischen Selbstversicherung und transformativen Selbstbildungsprozessen aufspannen.

Schlüsselwörter: Digital Biography, Leiblichkeit, Körperlichkeit, Alter(n), Digitalisierung, Biografische Arbeit, Nähe

Summary

Doing Digital Biography

Closeness and ageing in pandemic times

The paper deals with the transformation and finitude of bodies in the lifelong aging process and the social conditions that predispose them focussing on close relationships in a pandemic context. The material was generated during virtually conducted group discussions with people between the ages of 60 and 80. The virtual space formed both a boundary and a space of possibility to (re)read bodies retrospectively. The narrated »body biographies« represent negotiations of the subject in the context of the pandemic situatedness and agency.

Participants reflected on the ambivalence of the restrictions imposed by regulations and lockdowns, the construction as a risk group, and the resulting perception of corporeality. The data points to the lack of physical closeness relationships and the possibilities of closeness in virtual spaces. The reflexive, intra-biographical encounters oscillate between self-assurance and transformative processes of self-formation.

Keywords: Embodiment, ageing, digital biography, digitalization, biographical work, closeness

1 Einleitung

»In dem Moment, wo die Pandemie war, waren plötzlich die Alten wichtig, ja, also die müssen wir schützen und wir müssen jetzt alles runterfahren [...] also ich fand das unmöglich [...] vorher ging es um die Jungen, och ne, und jetzt geht es um die Alten, ja, da wurde alles runtergefahren« (Gruppendiskussion II, Fr. Nolde).

Soziales Zusammenleben ist durch Näheverhältnisse geprägt, die sich in der intersubjektiven Gestaltung von Vertrautheit, Verbundenheit, Körperlichkeit und Fürsorge ausprägen. Die Formen lebbarer Näheverhältnisse sind gesellschaftlich eingebettet und, so betont Katharina Liebsch, fragil und ambivalent (2014, 24). Dies hat die Covid-19-Pandemie deutlich vor Augen geführt, indem die Gestaltung und Lebbarkeit von Näheverhältnissen innerhalb kurzer Zeit tiefgreifend verändert wurde. Die Folgen waren »massive Veränderungen des auf körperlichen Gewohnheiten beruhenden gesellschaftlichen Lebens« (Alkemeyer und Bröskamp 2020, 67). Zentraler Bezugspunkt politischer Entscheidungen war die Einführung von Kategorien, die Menschen vulnerablen – und damit schützenswerten – und weniger vulnerablen Gruppen zuwies. Dabei wurde das kalendarische Alter von Menschen, gemessen an den Lebensjahren, zu einem zentralen Marker im Diskurs entlang »Sorge und Schutz auf der einen Seite, Risiko und Isolierung auf der anderen« (Graefe et al. 2020, 407). Menschen ab 65 Jahren wurden seit Beginn der Pandemie gemeinhin als Risikogruppe konstruiert. Um eine Infektion mit SARS-CoV-2 zu verhindern, sollten sie isoliert werden bzw. sich selbstverantwortlich in Isolation begeben. *Social Distancing* und später *Physical Distancing* war das Gebot der Stunde, insbesondere für *alte Menschen* als Teil einer Risikogruppe. Körperliche Nähe wurde als Risiko wahrgenommen und Abstand halten bestimmte den Alltag und die sozialen Beziehungen.

Eng mit dieser sozialen und physischen Distanzierung verbunden war die Digitalisierung sozialer Interaktionen: Formale und informelle Bildungsangebote, kulturelle

Veranstaltungen und das Arbeitsleben wie auch informelle Beziehungen und Freizeitangebote wurden – so gut wie möglich – in den digitalen Raum verlegt. Nicht nur für ältere Menschen hielt dieser Versuch, Isolation aufzubrechen und virtuelle Räume zu nutzen, zahlreiche Herausforderungen bereit. Neben dem Verlust von körperlicher Nähe und Begegnungsräumen, entstanden dadurch neue Praktiken im digitalen Raum und, so unsere grundlegende These, Erfahrungen intimen Vertrauens und Nähe – insbesondere für ältere Menschen, die die digitale Transformation nicht notwendigerweise im gleichen Maße mitvollzogen haben wie junge Menschen. Hier setzt der Artikel an: Wie genau diese digitalen Räume erlebt wurden und wie sich soziale Beziehungen generell in zunehmend digitalisierten sozialen Welten gestalten, ist Gegenstand dieses Artikels.

Mit der Frage nach dem Verhältnis von Alter(n), Nähe und Digitalität in pandemischen Zeiten entfalten wir auf Basis von Gruppendiskussionen, wie dieses Erleben durch das Zusammenspiel (erinnerter) biografischer Erfahrungen, gesellschaftlicher Idealbilder, der Pandemie als einschneidendem Ereignis und das digitalisierte Format in spezifischer Weise hervorgebracht wird. Die Verschränkung von techno-sozialen Praktiken, Körpern und kollektivem Erfahrungsaustausch bildet unseren analytischen Bezugspunkt, um auf (neue) Näheverhältnisse in digitalen Räumen zu blicken. Dazu analysieren wir Material, das im Rahmen eines Online-Seminars des Seniorenstudiums einer großen deutschen Universität im Sommersemester 2021, einer Zeit, in der der Alltag und das Studium durch die Pandemie geprägt waren, entstanden ist. Das Seminar war thematisch auf »Alter(n) und Geschlecht« fokussiert. Eigene biografische Bezüge waren durch elizitive Schreibaufgaben ein zentraler Bestandteil des Seminars. Die Textlektüre wurde in diesem Seminar entsprechend durch längere Phasen reflexiver Schreibaufgaben und kollektiver Gesprächsformate strukturiert.

Im Folgenden skizzieren wir zunächst die Grundlagen eines biografietheoretischen Zugangs und konturieren, wie Körperlichkeit als »Fluchtpunkt medialer Biographisierungspraxen« (Hartung-Griemberg et al. 2018) in Bezug auf das digitale Setting gedacht werden kann (vgl. Dünne und Moser 2008; Poletti und Rak 2014) (Kapitel 2). Nachfolgend geben wir Einblicke in das Datenmaterial und analysieren Nähe(-verhältnisse) als Erfahrung in einem virtuellen Begegnungsraum (Kapitel 3.1) und als *innerbiografische Nähe* zu sich selbst, die durch den vergleichenden und reflexiven Blick auf gemachte Erfahrungen und ihr Erleben emergiert und durch die kollektiven Austauschformate auch verhandelt werden. Zum anderen wird Nähe als Sorgebeziehung im weiteren Sinn gefasst: Hier werden Körperlichkeit und leibliches Empfinden als fundiert in biografischen Erfahrungen, kulturellen Praktiken und sozialen Normen konturiert (Kapitel 3.2). Wir schließen mit synthetisierenden Überlegungen zur Erforschung von Nähe(-verhältnissen) in digitalisierten und pandemischen Lebensrealitäten (Kapitel 4).

2 Biografiethoretische Perspektiven auf Alter(n) und Nähe während der Pandemie

In Anlehnung an biografiethoretische Forschung verstehen wird Biografien und individuelle Erfahrungen als relational, d. h. eingebettet in sozial-gesellschaftliche Verhältnisse. Biografien umfassen mithin die »historischen und gesellschaftlichen Bedingungen und Ereignisse einerseits als auch die inneren psychischen Entwicklungen des Subjekts andererseits« (Alheit und Dausien 1990, 8). Die beiden Aspekte bedingen sich wechselseitig: Das gelebte Leben vollzieht sich in einer historischen und sozialen Wirklichkeit und gleichzeitig wird dieselbe maßgeblich durch Subjekte mitgestaltet und konstituiert (vgl. Rosenthal 1994, 128). Vor diesem Hintergrund sind Lebensgeschichten immer sowohl situiert und gebunden an die Gegenwart des eingenommenen biografischen Standpunkts als auch situiert in gesellschaftlichen Verhältnissen und Diskursen. Biografische Erzählungen setzen sich demnach aus den Erfahrungen und dem Erleben in der Vergangenheit und der gegenwärtigen Auswahl und Verknüpfung dieser zusammen. Die Art der Zuwendung und der thematischen Einordnung ist von der Gegenwartsperspektive und dem Setting abhängig (vgl. ebd. 2014, 179f.). Am Prozess der Hervorbringung sind auch die (imaginierten) Zuhörer*innen oder Adressat*innen beteiligt. Die interaktive und rekonstruktive Logik biografischer Erzählungen wird als »doing biography« bezeichnet (vgl. Dausien 2000, 105; vgl. auch Köttig 2018; Dausien und Kelle 2005). Darüber hinaus spielen das räumliche Umfeld sowie Differenzkategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse und rassifizierende (Selbst-)Zuschreibungen sowie die Regeln des Diskurses eine entscheidende Rolle für interaktive Biografisierungspraxen.

2.1 Biografie als Prozesskategorie – Körper und Alter(n)

Wenn sich Biografisierungspraktiken auf Momente beziehen, in denen das subjektiv erlebte Gewordensein zum Gegenstand gemacht wird, als auch auf Momente der Selbstdarstellung in interaktiven Situationen, sind Biografien auch als Selbst-Bildungspraxen analysierbar: In ihnen werden gemachte Erfahrungen präsentiert und (neu) verknüpft, werden situative Bezüge und interaktive Anschlüsse generiert und darüber auch Selbstbilder bearbeitet, verändert und reflektiert. Dabei sind Körper und ihr leibliches Erleben eine zentrale biografische Bezugsgröße. Erfahrungen prägen sich in Körpern als sedimentierte biografische Spur ein. Der ge- und erlebte Körper, die leiblich-affektiven Erinnerungen sowie gesellschaftlich vermittelte Körperbilder und -ideale, die als »leibgebundene Erlebnisstruktur« zusammengefasst werden können, bilden eine Brücke zum Biografischen, die bei der Rekonstruktion einen wichtigen Bezugspunkt darstellen

sollten (Hanses 2013, 43). Durch die weitestgehend narrativen Zugriffe auf subjektive Erlebensweisen bleiben in diesem Forschungszugang interaktive Situationen, soziale Praktiken und die Körperlichkeit dieser jedoch oft randständig.²

Eine zentrale Dimension von Biografien ist, dass Menschen und ihre Körper sich im Lebensverlauf im Wandel befinden. Dabei zeichnet sich *Alter* durch einen komplexen Doppelcharakter aus: Es handelt sich sowohl um einen Zustand (alt-sein), als auch um einen lebenslangen Prozess (alt-werden) (vgl. van Dyk 2015, 7). Alter(n) ist entsprechend ein körperlicher Prozess, der in gesellschaftliche und soziale Perspektiven auf Lebensphasen und die Wahrnehmung (körperlicher) Veränderungen eingebettet ist. Die Oberfläche des Körpers, auf dem das Alter anhand von Haarfarbe, Haut und Haltung scheinbar abgelesen werden kann, umfasst auch fühlbare physische Veränderungen, die leiblich erlebt werden können (vgl. Keller und Meuser 2017, 4) und unter *Aliern* subsumiert werden. Erfahrungen von Grenzen der Verfügbarkeit und Gestaltbarkeit von Körpern können zunehmen und als einschneidend erlebt werden (ebd., 5; Gugutzer 2008). Gleichzeitig kann eine Diskrepanz zwischen alterndem Körper und der Selbstwahrnehmung entstehen, in der das innere (Selbst-)Bild und das an der Oberfläche des Körpers wahrnehmbare äußere Bild nicht übereinstimmen. Dabei findet die Inszenierung und Verkörperung des Alters in Relation zu Jüngeren und Älteren innerhalb eines gesellschaftlich vorgegebenen Rahmens statt, in dem sich Subjekte als anschlussfähig an gegenwärtige Diskurse präsentieren (müssen), aber auch als solche adressiert werden (vgl. Haller 2010, 4). Für diese performativen Inszenierungen bilden die ge- und erlebten Körper und Körperdiskurse gleichermaßen zentrale Bezugsgrößen. Somit zeigt sich die Körperlichkeit der Biograf*innen als relevant für die Konzeption des biografischen Selbst (vgl. Gregor 2015, 265f.).

Mit dem Ausbruch der Corona-Pandemie war zu beobachten, wie insbesondere die mediale Darstellung alter(nder) Menschen durch einseitig negative Stereotype mit einem Fokus auf das abhängige und vulnerable vierte Alter geprägt war³ (vgl. Myrczik et al. 2022). Wie ältere Menschen die pandemiebedingten Veränderungen erlebt haben und sich dazu ins Verhältnis setzen, ist ein Forschungsdesiderat, das insbesondere durch biografietheoretische Zugänge eingeholt werden kann. Vor diesem Hintergrund bieten die hier analysierten Interaktionen und Äußerungen insofern spannende Einblicke, als dass wir einerseits digital vermittelte Biografiefarbeit durch beobachtende Teilnahme als Praxis beschreiben können, wie auch individuelle Perspektiven auf das Erleben der pandemischen Situation in einem kollektiven Rahmen zugänglich machen und Einblicke in ein breites Spektrum von Erfahrungen und Erlebensweisen eröffnen. Die Analyse biografischer Auseinandersetzungen rekonstruiert dabei immer wieder auch Prozesse des »Anderswerdenkönnens« (Ricken 1999, 409), in denen Subjekte sich auch gegen dominante Diskurse oder zugeschriebene (Defizit-)Perspektiven positionieren können. So kam es in der Gruppe der alten Menschen durch die pandemiebedingten

Kontaktbeschränkungen zu einem Digitalisierungsschub und dem Ausprobieren anderer – digitalisierter – Kontakt- und Freizeitgestaltung (vgl. Hartung-Griemberg et al. 2020), dessen Gelingen jedoch auch eng mit Geschlecht und Klasse verknüpft ist (vgl. D21 2021).

2.2 *Doing Digital Biography* im Online-Senior*innenstudium während der Pandemie

Im Kontext des untersuchten Seminars wechselten sich biografisch angelegte Schreibaufgaben, die zur Reflexion von biografisch Erlebtem und deren Einordnung aus einer Gegenwartsperspektive einladen, mit der (wechselseitigen) Hervorbringung von biografischen Erzählungen in der Gruppe und dem vergleichenden Austausch untereinander ab. Dabei nahm sowohl die Erzählung im digitalen Raum als auch der Alterungsprozess und der damit einhergehende Perspektivwechsel einen zentralen Stellenwert ein: So gaben die individuellen Schreibimpulse und kollektiven Gesprächsformate immer wieder Anlässe, das Erleben des Körpers mit Blick auf die individuelle Lebensgeschichte sowie gesellschaftliche (Ideal-)Bilder zu reflektieren und damit auch die Art, wie der alternde Körper empfunden wird, zum Gegenstand zu machen (vgl. van Dyk 2015; Haller 2004, 2010). Genauso wurden durch die Seminarliteratur wie auch die Gruppendiskussionen andere Blicke auf den alternden Körper zugänglich und durch Momente geschlechtlicher oder generationaler Differenz erfahrung, in Aushandlungsprozessen oder Momenten der Übereinkunft retrospektiv (neu) gelesen. Die im Seminar geäußerten (Selbst-)Deutungen und biografischen Reflexionen betrachten wir auf zwei Ebenen: einerseits als Aushandlungen historisch geprägter, intersubjektiver Wissensbestände und Subjektivierungsweisen, die *im virtuellen Seminarraum* präsent wurden; andererseits *als subjektiv bedeutsamen, innerbiografischen Reflexionsprozess*, in dem (erinnerte) Selbstkonstruktionen neu betrachtet wurden. Das Material steht exemplarisch für Prozesse der (alltäglichen) retrospektiven und interaktiven Herstellung von biografischen (Identitäts-)Konstrukten durch Selbsterzählungen, deren sprachliche Formen, Inhalte und Praktiken durch die situativen und gesellschaftlichen Rahmen, in denen sie stattfinden, geprägt sind (vgl. Lucius-Hoene 2010, 154). Im Kontext des Seminars war dies insbesondere das digitale Seminarformat, das spezifische Rahmenbedingungen für narrative Biografiearbeit schuf. Das Seminar war damit ein virtueller Ort der (inner-)biografischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewordensein und seiner pandemischen Aktualisierung im Umgang mit physischer Distanzierung, dem Bruch mit bzw. der Veränderung von bekannten Routinen und den dadurch initiierten (selbstbezogenen) Erzählungen.⁴ Die technisch vermittelten Biografiesierungspraktiken bezeichnen wir als »doing digital biography«, um Biografiearbeit im Kontext von

digitalen Lebensrealitäten und pandemischer Notwendigkeit analytisch in den Blick zu nehmen (vgl. Delleman et al. 2022; Dünne und Moser 2008).⁵

3 Nähe im Rahmen virtueller Ko-Präsenz: Ein Ausgangspunkt für biografisch-reflexive Begegnung

Die folgende Analyse generiert Einblicke in Biografisierungspraktiken in der Verschränkung von Alter(n), Digitalität und Näheverhältnissen vor dem Hintergrund der pandemischen Situation: einerseits durch eine genaue Beschreibung der digitalisierten Praktiken des *doing biography*, welche die Nutzung der technischen Geräte, die veränderten Interaktionsordnungen sowie deren leibliches Erleben einbezieht, andererseits durch die Rekonstruktion der narrativen Sinnstrukturen, die sich in den individuellen Äußerungen ausdeuten lassen mit besonderer Aufmerksamkeit auf Nähe(-verhältnisse).

Im Rahmen dieses Artikels werden zwei Formen von Nähe(-verhältnissen) betrachtet:

1. Der kollektiv-digitalisierte Austausch als vermittelte, atmosphärische Nähe im Umgang mit der pandemischen Situation
2. Die inner-biografische Überbrückung zum erinnerten Selbst und Selbstverhältnissen (insbesondere in Bezug auf das Erleben des eigenen Körpers)

3.1. Das Online-Seminar als Raum der Nähe zu anderen

Als Reaktion auf die Maßnahmen des *Physical Distancing* wie auch die flächendeckende Schließung von Bildungsinstitutionen waren auch Universitäten aufgefordert, alle Veranstaltungen zu digitalisieren. Dieser radikale Wandel von ko-präsenten Seminaren in einem geteilten physischen Raum zu virtueller Präsenz vermittelt durch technische Endgeräte im privaten Raum stellte Lehrende und Teilnehmende vor neue Herausforderungen: Das digitale Seminarformat schuf spezifische (Teilhabe-)Bedingungen und Interaktionsordnungen in der Gestaltung von Seminaren.

So auch in dem hier analysierten Seminar, das im Sommersemester 2021 an einer großen deutschen Universität im Rahmen des Senior*innenstudiums stattfand. Das Seminar war konzipiert als ein Wechselspiel aus Input der Leiterinnen, Diskussionen auf der Basis von wissenschaftlichen Texten zum Thema Alter, Geschlecht und Biografie und individuellen Schreibimpulsen, die Bezug auf die Texte nahmen und so eine biografische Diskussionsgrundlage schufen, die in Breakout Rooms und im Plenum in der Diskussion (selbstgewählt) einfließen konnte.⁶ Die Gruppe bestand aus Teilnehmer*innen, die bereits Erfahrungen im digitalisierten Senior*innenstudium gesammelt hatten und sich

zum Teil (analog oder digital über andere Seminare) kannten; bis auf zwei Männer* waren die Teilnehmenden Frauen*.⁷ Die Bereitschaft sich einzubringen war hoch und es gab nur in Ausnahmefällen Bedienungsprobleme. Gerade aus diesem Grund bildete das digitale Format in der Zeit des Lockdowns bzw. weitgehender Kontaktbeschränkungen einen Raum, in dem sich Näheverhältnisse entwickeln konnten – und zwar als eine Überbrückung räumlicher Distanz und einem Modus ko-präsentierender Interaktion (vgl. Dellemann et al. 2022). In diesem Sinne stellten die Seminarsitzungen eine feste Verabredung dar, die während des Lockdowns eine Form der Begegnung und des Austauschs bot, welche im Alltag zu dem Zeitpunkt nicht möglich war. Der virtuelle Raum bildete sowohl einen Grenzraum, in dem einerseits soziale Begegnung und körperliche Interaktion *medial vermittelt* gestaltet werden mussten, andererseits jedoch auch ein Übergangsraum, in dem in der Sicherheit der eigenen vier Wände über Körper und dessen leibliche Erfahrung ohne physische Präsenz anders gesprochen werden konnte bzw. möglich wurde.⁸ Das Seminar bot inmitten der Pandemie mithin einen Austauschraum zwischen *auf sich selbst zurückgeworfen sein* und kollektiven, transgenerationalen biographischen Reflexionen, die hier unter dem Aspekt des Erlebens von Nähe(-verhältnissen) analysiert werden. Diese digitalisierten Nähe(-verhältnisse) verorten wir dabei gerade nicht nur auf individueller Ebene und im Privatraum, sondern als grundlegenden Aspekt von Sozialität und geprägt durch die Verschränkung gesellschaftlicher Verhältnisse (zum Beispiel zunehmende Responsibilisierung von alten Menschen eines aktivierenden Sozialstaats, Digitalisierung von Alltagspraktiken, generationale Beziehungen und soziale Differenzen etc.) und individueller Lebenspraxis unter der Bedingung der Pandemie.⁹

Für den Aufbau von Vertrauen und Nähe spielten die Anfangs- und Pausenzeiten des Seminars, in denen die Teilnehmenden sich in den virtuellen Raum dazuschalteten und als kleine Kacheln für alle anderen sichtbar wurden, eine wichtige Rolle. Größtenteils schalteten die Teilnehmer*innen ihre Kameras und Mikrofone frei, passten den Bildschirm an oder positionierten den eigenen Körper im Bildausschnitt und zeigten Gesten der Begrüßung; oft wurde dies durch sprachliche Begrüßungsgesten begleitet, die Small Talk initiierten oder auch Fragen an uns Leiterinnen enthielten. Gerade diese Situation ist aus analytischer Perspektive spannend, weil der digitale Raum ohne die Einrichtung von Breakout Rooms durch die Leitung nur eingeschränkt Nebengespräche oder Parallelgespräche erlaubt – die anderen Teilnehmenden sind in digitalen Räumen außerhalb privater Chat-Gespräche also immer involviert und mitwissend. Für Diskussionen oder nach Schreibimpulsen wurden oft Breakout Rooms eingerichtet, in denen sich kleinere Gruppen zusammenfanden. Hier waren längere Redezeiten und die unmoderierte Entwicklung von Austausch im Anschluss an eine Schreibaufgabe möglich. Die Breakout Rooms wurden von den Teilnehmenden zu regem Austausch genutzt, sodass sie sich als ein Ort wechselseitiger »Selbst-Enthüllungen« beschreiben lassen (Liebsch 2014, 25). Nachfolgend, im virtuellen Plenum, waren die Redebeiträ-

ge durch den vergleichenden Austausch in den Kleingruppen geprägt und enthielten oft Verweise auf Beiträge von anderen. In den Plenarsituationen brauchte es eine Moderation, um Meldungen im Blick zu halten und aufzurufen – und damit auch die Bildschirmsicht zu navigieren. Gerade im virtuellen Plenum erfordert es dabei ein konzentriertes Zuhören von allen und die Aufmerksamkeit auf das An- und Ausschalten der Mikrofone, um Störungen zu vermeiden.

In den Diskussionen zeigte sich, dass der virtuelle Seminarraum von den Seminarteilnehmenden als ein Reflexionsort in Bezug auf die eigene Biografie sowie als Ort der vergleichenden und fragenden Diskussion genutzt wurde. Das digitale Format zeichnete sich mithin durch eine doppelte Anwesenheit aus: einerseits durch die interaktiv strukturierten, virtuellen (Nähe-)Beziehungen, die sich in den Diskussionen und auch den Seitengesprächen zeigten; andererseits durch die innerbiografische Selbst-Bezo-genheit, die abseits der Kameras im Privatraum während der Schreibaufgaben entstand und reflexive Prozesse auslöste, die auch durch textbezogene Diskussionen diskursiv ge-rahmt wurden. Dies soll im folgenden Abschnitt vertiefend diskutiert werden.

3.2 Innerbiografische Nähe: Die Überbrückung von erinnerten und aktuellen Körpern und Körperbildern

Der gegenwärtige, gealterte Körper nahm einen gewichtigen Stellenwert im Schreiben und Diskutieren ein. Biografische Selbstzeugnisse offenbaren immer auch eine eigen-sinnige Praxis der Biograf*innen, Ereignisse auf sich selbst zu beziehen und diese in ihre Lebensgeschichte einzuarbeiten. Dabei bestimmten drei Perspektiven die Diskussion: das kalendarische Alter und die in diesem Kontext am Körper wahrgenommenen Ver-änderungen, der Umgang mit diesen Veränderungen und der Einfluss von Krankheit und Gesundheit auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers (1), der retrospektive Blick auf das andere, jüngere Selbst (2) und die veränderte Perspektive auf Körper und Nähe durch die Pandemie (3). Im Folgenden werden alle drei Aspekte anhand von Textstellen aufgefächert.¹⁰

3.2.1 Perspektive 1: Alter(n), Körper und innerbiografische Brücken

Frau Fischer führte aus: »Prompt, mit knapp 60 meine ich, hatte ich halt zwei klassi-sche Stürze [...] da muss man halt auch entsprechend trainieren [...] und daher habe ich ständig mit diesem Altern zu tun« (Gruppendiskussion I, Fr. Fischer). Zunächst rahmt sie ihre Schilderung und ihre Wahrnehmung durch den Verweis auf ihr kalendarisches Alter: Sie präsentiert ihren Körper als etwas, das im Übergang in die Lebensphase *Alter* zu etwas wurde, das nicht länger zuverlässig funktioniert, sondern nach den klassischen

Stürzen Unterstützung braucht. Altern wird als ein Prozess gerahmt, der den Körper negativ beeinflusst. Gleichzeitig verweist Frau Fischer darauf, dass sie sich mit dem zerbrechlich werdenden Körper klassisch innerhalb der Norm alternder Körper befindet. Diese Veränderungen nimmt Frau Fischer jedoch nicht passiv hin, sondern begegnet ihnen aktiv mit Training. Altern wird als etwas gefasst, mit dem man im Hinblick auf den Körper ständig konfrontiert ist – und dem etwas entgegengesetzt werden muss, um die gewohnte Beweglichkeit zu erhalten.

Die Konfrontation mit eingeschränkter Mobilität oder auch Krankheit beeinflusst auch bei Frau Weber die Wahrnehmung und den Umgang mit ihrem Körper nachhaltig: »Inwieweit hat auch mein Kranksein bestimmt, letztlich bestimmt, wie ich mich als, ich will nicht sagen, gesunder Mensch [fühle], sondern eine Lebenshaltung bestimmt« (Gruppendiskussion III, Fr. Weber). Sie hat aus dem Erleben von Kranksein eine Lebenshaltung entwickelt, durch die sie sich mit ihrem Kranksein arrangieren kann. Im weiteren Verlauf betont Frau Weber, dass das Sprechen über Körper und Körperlichkeit häufig durch die Themen Gesundheit und Krankheit dominiert werde. Die Wahrnehmung des eigenen Körpers fände häufig als Dualität zwischen krank und gesund statt. Gesundheit wird von ihr als wichtig gerahmt, »weil das brauchen wir zum Existieren [...] aber im Grunde genommen eigentlich ist es nur ein kleiner Teil« (Gruppendiskussion III, Fr. Weber). Der Umgang mit dem kranken, dem eingeschränkten Körper hat ihr zum einen vor Augen geführt, dass es die Grundlage des Lebens ist; gleichzeitig formuliert sie Körperlichkeit als *einen* Aspekt von Gesundheit, die weit mehr als die körperliche Dimension auch durch ihre Haltung beeinflusst ist. Eine Verbindung zum Alter bleibt in diesem Kontext aus. Dies greift hingegen Frau Kolb auf. Im Kontext einer Auseinandersetzung mit den medizinischen und technischen Möglichkeiten, (ihren) Körper zu verändern, äußerte sie: »Ich bin kein Mensch, der jemals auf die Idee käme, sich von Kopf bis Fuß mit Ersatzteilen austauschen zu lassen, also das ist einfach nicht in meiner Natur« (Gruppendiskussion IV, Fr. Kolb). Der Körper, der über den Lebenslauf Veränderungen unterliegt, sich im Alter bemerkbar macht, nicht mehr in gewohnter Weise zur Verfügung steht oder sich querstellt, wird von Frau Kolb als etwas präsentiert, das sie akzeptiert. Sie weiß um die körperlichen Veränderungen im Alter und dennoch hat sie nicht vor, Teile ihres Körpers durch einen Austausch wieder funktionsfähig zu machen oder ein Update vorzunehmen. Ihre Zurückweisung und ihre daraus resultierende selbstverständliche Haltung zu ihrem alternden Körper begründet sie mit ihrer Natur. Damit zeigt sie auf, dass es sich dabei um ihre persönliche Haltung handelt, mit körperlichen Veränderungen akzeptierend umzugehen und nicht die zur Verfügung stehenden technischen und medizinischen Möglichkeiten zu nutzen.

Gemein haben die ausgewählten Textstellen den (notwendigen) Umgang mit körperlichen Veränderungen im Alter. Dabei wird das Alter primär als Abbauprozess verstanden, der sich den Teilnehmerinnen ständig bemerkbar macht, sie beschäftigt

und die Aufmerksamkeit auf den eigenen Körper lenkt. Die sich im Wandel befindende Körperwahrnehmung beeinflusst dabei nicht nur die Gegenwart, sondern auch rückblickend ihr Verständnis von sich selbst und dem Körper zu anderen Zeitpunkten im Leben. Diese innerbiografischen Brücken, vor dem Hintergrund des sich durch den Alterungsprozess verändernden Körper, stehen im Fokus des nächsten Abschnitts.

3.2.2 Perspektive 2: Innerbiografische Brücken zum jüngeren Selbst

Das gegenwärtige Erleben des alternden Körpers beeinflusst in der Retrospektive auch die Wahrnehmung des eigenen Körpers in anderen Lebensphasen. So blickt Frau Delp auf ihre Jugendphase zurück:

»Pubertät, da kann ich mich noch gut erinnern ähm, wie ich mir meines Körpers bewusst war, weil meine Freundinnen alle hübscher waren ((lacht)) [...] und [ich] dann am Ende alleine auf der Bank saß und alle anderen waren aufgefordert worden, das habe ich nie mehr vergessen, das hat mich geprägt in meinem eigenen Körperbild, wie ich mich sehe oder wie ich mich gesehen habe« (Gruppendiskussion I, Fr. Delp).

Die Jugend und insbesondere die Pubertät wird als Lebensphase gerahmt, in der sich Frau Delp ihres eigenen Körpers, über den Vergleich mit anderen Körpern, bewusst wurde. Dabei erlebte sie ihren Körper als abweichend von der zu dieser Zeit gültigen Körpernorm und deshalb als weniger attraktiv. Dies wird durch den *Blick von außen* durch gleichaltrige Jungen verstärkt. Auf der Bank sitzen zu bleiben, weil der eigene Körper scheinbar als weniger hübsch oder attraktiv wahrgenommen wird, wird als Ankerpunkt des eigenen Körperbildes präsentiert. Es fällt auf, dass sie unterschiedliche Zeitformen nutzt. Damit entsteht ein gewisser Spielraum in der Gegenwart und ein Wandel der Wahrnehmung des eigenen Körpers wird angedeutet. Der retrospektive Blick auf die eigene Biografie, die Lebensphase Jugend und der Wandel in der Wahrnehmung des eigenen, jüngeren Körpers, die bei Frau Delp lediglich angedeutet wird, steht hingegen im Fokus der Schilderung von Frau Pölz:

»[I]ch habe mir vor zwei Tagen Bilder angeschaut von früher, also so als junge Frau, junges Mädchen, und da fand, ich sah ja gar nicht so schlecht aus [...]. [I]ch bedaure heute, dass ich das für mich nicht so genießen oder wahrnehmen konnte« (Gruppendiskussion I, Fr. Pölz).

Hier wird die biografische Erzählung in einen neuen Kontext gestellt. Aus der gegenwärtigen Perspektive wird der jüngere Körper mit einem *versöhnlichen Blick* bedacht. Die jugendliche Selbstwahrnehmung wird einer neuen Deutung unterzogen. Die Bio-

grafie wird als »flüssige Kategorie« (vgl. Alheit und Dausien 1990) sichtbar, die Neu- und Umdeutungen unterzogen werden kann. Die Selbstwahrnehmung als junge Frau wird aus der gegenwärtigen Perspektive reflektiert und dekonstruiert. Diese neue Wahrnehmung führt zu dem Bedauern, dass ihr diese Perspektive auf den eigenen Körper zu einem früheren Zeitpunkt nicht möglich war. Erst vor dem Hintergrund des eigenen Alter(n)s und den damit verbundenen Veränderungen wird die Reflexion vorgenommen. Gleichzeitig kann dem Alter(n), das häufig negativ konnotiert wird, so etwas Positives abgewonnen werden. Der biografische Sprung in die Vergangenheit ermöglicht einen innerbiografischen Perspektivwechsel, der sich erst durch die erneute Hinwendung ereignen kann. Der gegenwärtige Körper wird als etwas gerahmt, dessen Vergangenheit und biografische Ereignisse in Form von Narben sichtbar werden: So präsentiert Frau Pölz diese als etwas, das an negative Ereignisse im Leben erinnert. Doch auch hier verändert sich die Wahrnehmung mit dem Altern: »Einerseits finde ich die überhaupt nicht schön und hab da immer wieder rumgemacht, ach, ich lass mir das beseitigen, auf der anderen Seite denke ich, ne, das ist mein Leben, es ist das, was mich ausmacht« (Gruppendiskussion III, Fr. Pölz). Der *gnädige Blick* umfasst damit nicht nur die retrospektive Wahrnehmung und Einschätzung des eigenen Körpers, sondern auch die Gegenwart. Wie bei Frau Kolb wird Akzeptanz gegenüber dem eigenen Körper als wichtiges Element deutlich – vor allem auch durch die Referenz den eigenen Körper genießen zu können. Der erlebte Wandel des Körpers kann einerseits positiv als über den Dingen stehen und damit als Gelassenheit gerahmt werden. Es kann jedoch auch kritisch angemerkt werden, dass insbesondere die Körper von Frauen im Alter unsichtbar werden, da sie nicht länger der Norm von jungen und attraktiven Körpern entsprechen. Folge dessen ist, dass es nicht mehr wichtig ist, wie diese Körper aussehen, da sie sowieso nicht mehr (als attraktiv) wahrgenommen werden. Die Zitate zeigen, wie eine innerbiografische Nähe zu anderen, erinnerten Selbst(-verhältnissen) entsteht, die im Rahmen biografischer Reflexionen noch einmal Ereignisse vergegenwärtigen, die als prägend empfunden wurden. Gerade die zeitlichen Sprünge im Erzählen verweisen auf Momente der Umdeutung vergangener Selbstwahrnehmungen – einerseits in dem Aufsuchen prägender Erfahrungen und ihrer Wirkung bis in die Gegenwart (Körperbild von Frau Delp), andererseits als Neubetrachtung des jüngeren Selbst aus der Gegenwartsperspektive und einer wertschätzenderen Sicht (Frau Pölz).

3.2.3 Perspektive 3: Näheerleben in pandemischen Zeiten

In diesem letzten Abschnitt steht die Verknüpfung von Alter(n), Körper und Beziehungen in Näheverhältnissen im Mittelpunkt. Zunächst wird Nähe als Gefährdung thematisiert, gefolgt von der Suche nach Ersatz für Interaktionen und abschließend leibliche Nähe in Pandemiezeiten. Die Pandemie wird dabei als kollektiv geteiltes, ein-

schneidendes Erlebnis gerahmt, das Nähebeziehungen vom einen auf den anderen Tag veränderte. Durch die Definition von Risikogruppen entlang des kalendarischen Alters, Kontaktbeschränkungen und das Wegfallen von Berührungen gerieten auch die soziale Eingebundenheit von Körpern und (alltägliche) Interaktionen in den Blick.

So erzählt Frau Nolde, dass sie sich noch an das letzte Mal erinnern kann, als sie vor dem Beginn der Pandemie berührt wurde: »Ich kann mich ganz gut an den Anfang erinnern, weil [ich] am elften März [...] das letzte Mal jemanden umarmt habe« (Gruppendiskussion II, Fr. Nolde). Jemanden in den Arm zu nehmen, berührt zu werden, wird als etwas gerahmt, das nicht länger selbstverständlich ist und in pandemischen Zeiten nicht mehr stattgefunden hat. Eng damit verbunden ist die Konstruktion von Menschen über 65 Jahren als Risikogruppe, auf die Frau Weber näher eingeht:

»[M]ein größtes Entsetzen war, wie plakativ plötzlich Alter gesehen wird; es war ja von 65 die Rede, und alleine die Tatsache, so einem Schwung von 65 auf 80 sozusagen gleichzuschalten, aber auch unter 80-Jährigen, also nicht mehr differenzieren zu dürfen, wie Menschen mit Vorerkrankungen, die im Heim sind, die vielleicht kurz vor dem Sterben sind, schwerkrank sind, oder wie auch immer, oder im Gegensatz, die sogenannten fitten Alten, dass das überhaupt ins Denken reinkommen musste, das fand ich also ganz furchtbar« (Gruppendiskussion II, Fr. Weber).

Die Wahrnehmung von Menschen und ihrer Gefährdung in der Pandemie anhand des kalendarischen Alters unabhängig von anderen Faktoren vorzunehmen, wird als empörend präsentiert. Eine Zuschreibung als Risikogruppe vorzunehmen ohne zu differenzieren, wird als *Gleichschaltung* wahrgenommen. Die Unterscheidung zwischen dem dritten, noch fitten, und dem abhängigen vierten Alter wurde im Kontext der Pandemie aufgehoben und durch eine Defizitperspektive ersetzt, die für alle ab dem Renteneintrittsalter galt, ohne Vorerkrankungen zu berücksichtigen oder sozial-ökonomische Abhängigkeiten zu bedenken. Während in dieser Textstelle bereits mitschwingt, dass Frau Weber die Fremdeinschätzung als »gefährdet« nicht teilt, spricht Frau Kolb dieses Thema direkt an: »Zuerst einmal zähle ich mich nicht zur Risikogruppe, [...] meine Mutter ist 94 und multimorbid und deswegen definitiv Risikogruppe« (Gruppendiskussion II, Fr. Kolb). Entlang der Denkfigur *Alt sind immer nur die anderen* wird auch die Zuschreibung als Risikogruppe vehement von sich gewiesen und mit Hochaltrigkeit und körperlichen Einschränkungen im vierten Alter verknüpft.

Dennoch führten die Isolationsmaßnahmen dazu, dass andere Hilfe- und Unterstützungspraktiken erfunden werden mussten. Intergenerationale Hilfeleistungen, die aus dem Bestreben entstanden, alte Menschen als Teil einer Risikogruppe zu schützen, wurden als zwiespältig erlebt: »[D]a habe ich mich zunächst sehr umsorgt gefühlt, fand das toll irgendwie, ja, und dann kam aber bald, dass man so eine Abhängigkeit [...] es ist

eine Mischung aus genießen und abhängig fühlen« (Gruppendiskussion II, Fr. Kolb). So betont Frau Kolb einerseits das daraus entstandene Gefühl des Umsorgtseins, andererseits aber auch ein Gefühl von Abhängigkeit, das sie als ambivalent erlebte. Da auch diese (Für-)Sorgeleistungen größtenteils auf Distanz stattfanden, waren soziale Nähebeziehungen und körperliche Nähe reduziert oder fielen ganz weg. Diese Erfahrung von Verzicht und/oder Entzug prägte die Zeit des Lockdowns ungemein. So beschreibt Frau Betmann: »Die Familie hat mir sehr gefehlt, weil wir uns wirklich nicht so oft getroffen haben; auch mein kleiner Enkel, der ist schon in der Kita und da weiß man auch nicht, ob man sich da wieder ansteckt, weil den will man ja drücken [...] also war alles auf Sparflamme« (Gruppendiskussion II, Fr. Betmann). Das Bild der Sparflamme verdeutlicht, dass ein wichtiger Aspekt ihres Lebens und ihrer Identität als unterstützende (Groß-)Mutter wegfiel; zugleich war die Zeit auch durch Verunsicherung geprägt: Gerade die Frage, wie man sich ansteckt und wie der Krankheitsverlauf im Falle einer Erkrankung sein würde, war durch medizinische und mediale Informationen und Diskussionen geprägt, die Bilder des Hochrisikos und des drohenden Todes zeichneten – und solidarische Distanznahme forcierten. Dieser Aspekt der langfristigen Distanz förderte bei Frau Betmann jedoch auch Strategien des Umgangs zutage: »Was natürlich ganz neu geboren wurde, das waren ständige Videokonferenzen ((lacht)) [...] da habe ich auch an vielen Konferenzen teilgenommen, um was Neues zu lernen. Das fand ich sehr spannend und als Alternative zum Nicht-Treffen« (Gruppendiskussion II, Fr. Betmann).

Diese neue Form der Begegnung wird auch von Frau Weber als Chance begriffen und als Lernanlass genutzt: »[Ich] war aber auch fasziniert, was es an Alternativen und Konzepten gibt, also was sich Menschen haben einfallen lassen, um eben etwas Komplementäres oder Alternatives zu entwickeln, was möglich war [...] Das war eine Entwicklung, die hätten wir sonst gar nicht bekommen. Es war eigentlich mehr als eine Überlebensstrategie« (Gruppendiskussion II, Fr. Weber). In dieser Aussage spiegelt sich eine sehr positive Lesart der pandemischen Situation, die sowohl den kreativen Umgang betont als auch in ein Wir wechselt, das die ganze Gruppe der Teilnehmenden des Seminars als ältere Menschen adressiert. Digitale Kommunikationsmedien und virtuelle Beziehungsformen werden als Entwicklung bezeichnet, etwas, das mehr als eine Überlebensstrategie war. Die Pandemie kann hier als kollektiver biografischer Einschnitt konturiert werden, der zwar alle Menschen betraf, jedoch in unterschiedlicher Weise. Frau Weber betont hier die Möglichkeit, Digitalität für sich zu erschließen als eine Person, welche die digitale Transformation nicht selbstverständlich mitvollzogen hat. Dieser Lernanlass erscheint hier als ein neuer Möglichkeitsraum, um Beziehungen weiter zu leben, aufrechtzuerhalten oder, wie im Fall des Seminarbesuchs, neue Formen der thematischen Auseinandersetzung zu wählen. Dabei wird körperliche Nähe nicht ersetzt, sondern durch neue Formen der Interaktion ergänzt. Es wäre zu untersuchen, ob und wie die Teilnehmenden diese neu erschlossenen Möglichkeiten des digitalen

Austauschs und der Begegnung auch nach der Lockerung von Kontaktbeschränkungen nutzen und wie sie Teil der Gestaltung von Nähebeziehungen werden: Werden körperliche Nähebeziehungen zunehmend durch digitalisierte Interaktionen ergänzt und wie wird Nähe in digitalisierten Räumen leiblich erlebt?

Dennoch – und das wird im folgenden Zitat sehr deutlich – wird der Verlust von alltäglichen Berührungen und gelebten Nähebeziehungen spürbar. So erzählt Herr Schmitt: »Wirklich, so banale Dinge wie Berührungen; ich war beim Friseur [...] was hast du für ein komisches Gefühl, jetzt so die Haare massiert, ist mir klar geworden, dass das seit Längerem niemand mehr gemacht hat bei mir, mich berührt hat. [Da] merkt man, dass einem so Dinge doch dann fehlen« (Gruppendiskussion II, Hr. Schmitt). Ganz eindrücklich wird hier mit Blick auf die pandemische Situation berichtet, dass erst mit der Möglichkeit von Berührungen und der Nähe zu Personen klar wurde, was gefehlt hat – auch wenn die Berührung aus einer praktischen Notwendigkeit, dem Haarewaschen, ausgeführt wird und von einer Person, die einem nicht nahesteht. Das komische Gefühl, berührt zu werden, deutet darauf hin, dass die fehlende Nähe nicht bewusst registriert wurde, vielleicht durch den öffentlichen Diskurs nicht einmal moniert oder kritisiert werden konnte. Auch in diesen Äußerungen zeigt sich, wie Nähe(-erfahrungen) im Rahmen des Seminars zur Sprache kamen: Das Seminar bot einen Anlass, (kleine) Situationen zu registrieren oder zu teilen, die dann auch bei anderen Reaktionen hervorriefen. Wie auch Graefe et al. (2020) beschrieben haben, pendelte der Diskurs zwischen Responsibilisierung und verordneter Isolation, in der die Entscheidungsfähigkeit und Mitbestimmung stark eingeschränkt waren zugunsten einer solidarischen Haltung. Wie die Teilnehmenden den Übergang zurück zu einer Aufhebung der Isolierungsmaßnahmen erlebt haben, wäre eine weiterführende Datenerhebung wert, um die retrospektive Einordnung der damit einhergehenden biografischen Erzählungen einzuholen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Kontext der Pandemie andere Formen von Nähe angeregt und in den Vordergrund gerückt hat, die mit technischen Mitteln unterstützt wurde. Zwar waren Nähe(-verhältnisse) durch ein Fehlen oder auf Abstand gehaltener körperlicher Nähe geprägt, was auch für die Notwendigkeit von (Für-)Sorge sensibilisierte. Gleichzeitig entstanden durch technisch vermittelte, digitale Begegnungsformen Möglichkeitsräume, wie dieses Seminar, in denen Menschen durch kontinuierliche Kontakte und biografische Reflexionen Nähe durch die geteilten thematischen Auseinandersetzungen erlebten.

4 Näheverhältnisse mit Blick auf die leibkörperliche Dimension des Alter(n)s

In diesem Artikel haben wir Näheverhältnisse alter(nder) Menschen in pandemischen Lebenssituationen in einem digitalen biografischen Setting näher betrachtet. Während

alternde Körper diskursiv zumeist als defizitär konstruiert werden oder – in geschlechtertheoretischer Perspektive – wie unsichtbar für andere werden, veränderte sich dies mit Beginn der Pandemie grundlegend:¹¹ Körper wurden zu ansteckenden Trägern einer Viruskrankheit oder zu schützenswerten Risikoobjekten. Dies hatte weitreichende Folgen für die Alltagsgestaltung, die Lebbarkeit von Näheverhältnissen wie auch das Erleben des eigenen Körpers; in unterschiedlichsten Lebensbereichen entstand durch Lockdowns zudem ein Digitalisierungsschub. Im Fall des hier analysierten Online-Seminars ersetzte das virtuelle Setting ein ko-präsenzes universitäres Seminar und eröffnete einen Raum vermittelter Näheerfahrung wie auch innerbiografischer Auseinandersetzung. Für eine Analyse dieser techno-sozialen Biografisierungspraktiken schlagen wir den Begriff des *doing digital biography* vor, um sowohl die beobachtbaren Interaktionsmuster auf ihren praktischen Umgang mit technischen Voraussetzungen zu analysieren als auch den semantischen Gehalt biografischer Aushandlungen, die in diesem Rahmen rekonstruktiv zum Gegenstand gemacht wurden. In der Analyse wird deutlich, wie sich über den Verlauf des Seminars im Rahmen virtueller Interaktionen und Narrationen spezifische Wahrnehmungs- und leibkörperliche Selbstverhältnisse (um)bildeten. Zwar wird in dem Material das Wegfallen der physischen Nähe als einschneidender (Lebens-)Moment betont, dennoch wird das Format des Online-Seminars auch als Potenzial erlebt, das wir als digitale biografische Arbeit in Bezug auf (zwischen-)leibliches Erleben von Nähe herausgearbeitet haben. Dies wäre weiter zu erforschen mit Blick auf digitalisierte Interaktionsgewohnheiten sowie der (leiblich) erlebten Veränderung von vermittelter Nähe und Nähebeziehungen. Durch digitale Kopräsenz und biografisch-orientierten Austausch wurden innerbiografische Reflexionen und Re-Perspektivierungen ausgelöst, die in unterschiedlicher Weise als Nähe beschreibbar werden. Vor dem Hintergrund des Materials lässt sich Nähe in der pandemischen Situation als ein relationales, auch medial-vermitteltes Verhältnis beschreiben, das im virtuellen Raum als Alternative etabliert und erlebt wurde.

Anmerkungen

- 1 Die namentliche Nennung der Autorinnen erfolgt in alphabetischer Reihenfolge; der Artikel ist gemeinschaftlich und zu gleichen Teilen von Lea Spahn und Rafaela Werny verfasst worden.
- 2 Es gibt dennoch eine Reihe von Arbeiten, die dies leisten und deren Ansätzen wir hier folgen: Alheit et al. 1999; Abraham 2002, 2018; Gregor 2015 oder Gabriel 2021, die insbesondere die Wechselwirkungen von biografischen Erzählungen und leib-körperlichen Erlebens- und Deutungsstrukturen herausstellen.
- 3 Häufig wird eine Unterteilung in ein drittes, »junges« (65–80) und viertes, »hohes« Alter (80+) (vgl. Neugarten 1974; Laslett 1995) vorgenommen. Die Unterteilung in drittes und viertes Lebensalter orientiert sich primär anhand der vorhandenen Fähigkeiten in körper-

lichen, psychischen, sozialen und gesellschaftlichen Funktionsbereichen und nicht anhand des chronologischen Alters (vgl. Backes und Clemens 2013, 23). Im dritten Alter werden die zur Verfügung stehenden Ressourcen und die Fähigkeiten betont, während das vierte Alter mit Verlust und daraus resultierendem Pflegebedarf und Abhängigkeit gleichgesetzt wird. Während sich der erste Übergang mit dem Renteneintritt institutionalisiert vollzieht, geht der Übergang ins vierte Alter individuell und fließend vorstatten. Die Defizitperspektive auf das Alter wird durch die Unterteilung nicht aufgehoben, sondern verschiebt die negativen Aspekte ins hohe Alter und verengt damit die Wahrnehmung und Handlungsmöglichkeiten von pflegebedürftigen und hochaltrigen Menschen.

- 4 Die biografiethoretische Perspektive ermöglicht dabei, soziale Interaktionen nicht nur in ihrer situativen Performativität und normierenden Kraft zu erfassen, sondern auch, die Spiel- und Gestaltungsräume auszuloten, die Biograf*innen sich aneignen, um ihre Lebensgeschichten eigensinnig darzustellen (vgl. Spahn 2022 für eine Analyse kollektiver Auseinandersetzungen mit Weiblichkeit und Alter(n) in einer transgenerationalen Improvisationsgruppe und Werny 2022, die das Erleben von Sorgebeziehungen von Männern* in Pflegeeinrichtungen biografiethoretisch ausdeutet.
- 5 Davon zu unterscheiden sind *digital self narratives*, die als Identitätskonstruktionen auf Online-Netzwerken und -Communities oder auf Homepages produziert werden (vgl. Kreknin 2019). McNeill und Zuern (2012) sprechen daher auch von einem *posthuman pact*, eine analytische Perspektivierung, die Digitalität als Konstruktionsbedingung autobiografischer Narrationen inkludiert. Kontextualisiert durch Reckwitz' gesellschaftstheoretische Analyse des Sozialen in der Spätmoderne als Gesellschaft der Singularitäten ließe sich das zuspitzen auf: »Singularität hat man nicht, man *kuratiert* sie« (Reckwitz 2018: 58, Herv. i. O.).
- 6 Als Seminarleiterinnen waren wir mindestens 30 Jahre jünger als die Teilnehmenden, die auch ihre biografischen Erfahrungen in Diskussionen beitrugen und somit Teil der diskutierten (Dis-)Kontinuitäten von Erfahrungswelten wurden. Die während der Moderationen und Diskussionen angefertigten Notizen bildeten zudem eine erste Materialgrundlage, um Interaktionspraktiken und Redebeiträge (im Geschehen flüchtig) festzuhalten. Später wurden die Sitzungen mit Erlaubnis der Teilnehmenden aufgezeichnet.
- 7 Um die Diversität der Teilnehmenden zu kennzeichnen, entscheiden wir uns für die Schreibweise »Männer*/Frauen*«, um die Selbstbezeichnung zu achten, aber zugleich aus intersektoraler Perspektive die Verschränkungen von Klasse, sexueller Orientierung und vergeschlechtlicher Adressierung, Körper und Alter im Blick zu halten. Wenngleich die Kraft heteronormativer Lebensentwürfe und auch die Veränderungen sexueller Orientierung und Nähebeziehungen an unterschiedlichen Stellen thematisiert wurde, gehen wir in diesem Text nur randständig auf den Zusammenhang von Geschlecht und biografischem Erleben ein.
- 8 Zudem bot die Online-Veranstaltung auch Menschen die Möglichkeit einer Teilnahme, die sonst aufgrund von räumlicher Distanz nicht an den Sitzungen hätten teilnehmen können oder das virtuelle Format sogar als vorteilhaft für ihre Lebenssituation befanden.
- 9 Im Verlauf des Seminars wurde teilweise offenbar, in welchen Lebenssituationen sich die Teilnehmenden befanden, von allein lebend, in Partnerschaft oder auch in einem familiären Zusammenleben.
- 10 Die Analyse des Materials ist nach Corbin und Strauss (2008) in Anlehnung an die Grounded Theory erfolgt, indem wir mit der Forschungsfrage nach Biografisierungspraktiken im digitalen Raum und Näheverhältnissen die Mitschnitte zu zweit sichteten. Zusätzlich bezogen wir unsere Sitzungsprotokolle und Mitschriften ein, um die Situation des digitalen Seminars zum Gegenstand zu machen und Beobachtungen abzugleichen. Aus einem offenen Kodieren

folgte ein vergleichender Schritt und es entstanden erste theoretisierende Texte, die schließlich in der Formulierung des *doing digital biography* mündeten und entlang der Kategorien ausdifferenziert werden.

- 11 Verstärkter Blick auf Geschlecht kann im Artikel leider nicht geleistet werden, wäre aber durchaus bereichernd, da der weibliche Körper im Alterungsprozess früher und nachdrücklicher einer Abwertung unterzogen wird. Auch ein Blick auf den zukünftigen, stärker abhängigen Körper (im Hinblick auf futuristische Körper) kann im Rahmen dieses Artikels nicht geleistet werden, wäre jedoch eine fortführende Perspektive.

Literatur

- Abraham, Anke. 2002. *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag*. Op-laden: WDV.
- Abraham, Anke. 2018. »Körper – Biografie – Bild. Zur Konstitution des Selbst im Spannungsfeld von ›vergegenständlichtem‹ Körper und ›spürendem‹ Leib«. In *Körpergeschichten. Körper als Fluchtpunkte medialer Biographisierungspraxen*, hrsg. v. Anja Hartung-Griemberg, Ralf Vollbrecht und Christine Dallmann, 15–28. Baden Baden: Nomos.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien. 1990. *Biographizität als Projekt: der »biographische Ansatz« in der Erwachsenenbildung*. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Universität Bremen 12. Bremen: Univ. Publ.-Vertrieb.
- Alheit, Peter, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andrea Hanses und Annelie Keil. 1999. *Biographie und Leib*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Alkemeyer, Thomas und Bernd Bröskamp. 2020. »Körper – Biografie – Corona – Konstellationen«. In *Die Corona-Gesellschaft*, hrsg. v. Michael Volkmer und Karin Werner, 67–78. Bielefeld: transcript.
- Backes, Gertrud und Wolfgang Clemens. 2013. *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. 4., überarb. und erw. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.
- Corbin, Juliet und Anselm Strauss. 2008. *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. 3. Aufl. Thousand Oaks: Sage.
- D21. 2021. *DIGITAL INDEX 2021/2022: Jährliches Lagebild zur Digitalen Gesellschaft*. Berlin: Initiative D21 e.V., Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz.
- Dausien, Bettina. 2000. »Biographie« als rekonstruktiver Zugang zu »Geschlecht« – Perspektiven der Biographieforschung«. In *Lesarten des Geschlechts: Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*, hrsg. v. Doris Lemmermöhle, 96–115. Handbücher. Opladen: Leske + Budrich.
- Dausien, Bettina und Helga Kelle. 2005. »Biographie und kulturelle Praxis: Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung«. In *Biographieforschung im Diskurs*, hrsg. v. Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal, 189–227. Wiesbaden: VS.
- Dellemann, Sylvia, Teresa A. K. Kaya und Erika Ramsauer. 2022. *Praxishandbuch Biografiearbeit Online. Lebensgeschichten digital begegnen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Dünne, Jörg und Christian Moser. 2008. »Allgemeine Einleitung. Automedialität.« *Automedialität. Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien*, 7–16, München: Fink.
- Gabriel, Sabine. 2021. *Körper in biografieanalytischer Perspektive. Zum Verhältnis von Körper, Biographie und ihrer Erforschbarkeit*. Opladen: Barbara Budrich.
- Graefe, Stefanie, Tine Haubner und Silke van Dyk. 2020. »Was schulden uns die Alten?« Isolierung, Responsibilisierung und (De-)Aktivierung in der Corona-Krise.« *Leviathan* 48 (3): 407–32. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2020-3-407>.

- Gregor, Joris Atte. 2015. *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie*. Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert. 2008. »Alter(n) und die Identitätsrelevanz von Leib und Körper.« *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 41 (3): 182–87.
- Haller, Miriam. 2004. »Ageing trouble: Literarische Stereotype des Alter(n)s und Strategien ihrer performativen Neueinschreibung«. In *Altern ist anders: IFG, das Forum zum Querdenken*, 170–88. ALTERnativen 1. Münster: LIT.
- Haller, Miriam. 2010. »Aging trouble. Aging studies und die diskursive Neubestimmung des Alter(n)s«. Zugriff 11.09.2020. http://www.gwiboell.de/downloads/LadiesLunch30_Thesen_Haller_20032009.pdf.
- Hanses, Andreas. 2013. »Biographie und Leib – Fragmente zu einem wenig erörterten Beziehungsverhältnis«. In *Der soziale Körper. Interdisziplinäre Zugänge zur Leiblichkeit*, hrsg. v. Heidrun Herzberg und Astrid Seltrecht, 39–54. Opladen: Budrich.
- Hartung-Griemberg, Anja, Ralf Vollbrecht und Christine Dallmann. 2018. *Körpergeschichten: Körper als Fluchtpunkt medialer Biographiepraxen*. Baden-Baden: Nomos.
- Hartung-Griemberg, Anja, Hannah Schulz, Johanna Stegmann, Lisa Heizmann, Nele Diether und Julia Rutkewitz. 2020. Medienalltag im Alter unter den Bedingungen der Covid-19 Pandemie und der Herausforderungen der Digitalisierung. *Medien und Alter – Zeitschrift für Forschung und Praxis* 17, 25–35.
- Keller, Reiner und Michael Meuser, Hrsg. 2017. *Alter(n) und vergängliche Körper. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft Schriften zur Wissenssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Köttig, Michaela. 2018. »Biographie- und Interaktionsanalyse«. In *Handbuch Biographieforschung*, hrsg. v. Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidor, 525–535. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Kreklin, Innokentij. 2019. »Digital Life Narratives/Digital Selves/Autobiography on the Internet«. In *Handbook of Autobiography/ Autofiction, Vol. I: Theory and Concepts*, hrsg. v. Martina Wagner-Egelhaaf, 557–564. Boston & Berlin: De Gruyter.
- Laslett, Peter. 1995. *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns*. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Liebsch, Katharina. 2014. »Genetische Intimität. Zur (Neu-)Regulierung intimer Beziehungen und körperlicher Verbundenheit durch Gendiagnostik«. *Feministische Studien* 14, 24–38.
- Lucius-Hoene, Gabriele. 2010. »Narrative Identitätsarbeit im Interview«. In *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*, hrsg. v. Birgit Griese, 149–70. Wiesbaden: VS.
- McNeill, Laurie und John David Zuern. 2012. »There Is No I in Network: Social Networking Sites and Posthuman Auto/Biography«. *Biography* 35, 165–82.
- Myrczyk, Janina, Clemens Schwender, Annette Franke, Eva-Marie Kessler. 2022. Das gesichtslose und vulnerable Andere: die visuelle Darstellung von älteren Menschen in Online-Nachrichtenportalen während der Corona-Pandemie. Fachvortrag an der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie, 12–15.09.2022, Frankfurt.
- Neugarten, Bernice L. 1974. »Age Groups in American Society and the Rise of the Young-Old«. *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 415, 187–198.
- Poletti, Anna, and Julie Rak. 2014. »Introduction. Digital Dialogues«. In *Identity Technologies. Constructing the Self Online*, hrsg. v. Anna Poletti and Julie Rak, 3–22, Madison: The University of Wisconsin Press.
- Reckwitz, Andreas. 2018. »Die Gesellschaft der Singularitäten. Zur Kulturalisierung des Sozialen«. In *Kultur – Interdisziplinäre Zugänge*, hrsg. v. Hubertus Busche, Thomas Heinze, Frank Hillebrand und Franka Schäfer, 45–62. Wiesbaden: VS.
- Ricken, Norbert. 1999. *Subjektivität und Kontingenz. Markierungen im pädagogischen Diskurs*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Rosenthal, Gabriele. 1994. »Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität: methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte«. In *Alltagskultur, Subjektivität*

- und Geschichte: Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, hrsg. v. Berliner Geschichtswerkstatt, 125–38. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rosenthal, Gabriele. 2014. *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. 4. Aufl. Grundlagentexte Soziologie. Weinheim: Beltz Juventa.
- Spahn, Lea. 2022. *Biography Matters – Feministisch-phänomenologische Perspektiven auf Altern in Bewegung*. Soma Studies. Bielefeld: transcript.
- Van Dyk, Silke. 2015. *Soziologie des Alters*. Einsichten Themen der Soziologie. Bielefeld: transcript.
- Werny, Rafaela. 2022. *Gepflegte Männlichkeiten: Eine biographische Perspektive auf Männlichkeitskonstruktionen hochaltriger Männer im Pflegeheim*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Die Autorinnen

Rafaela Werny, Dr.ⁱⁿ, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Frankfurter Forum für interdisziplinäre Altersforschung der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Gender Studies, insbesondere Männlichkeit(en), Soziologie des Alterns, Care und Pflege, Digitalisierung, Qualitative Sozialforschung, Biografieforschung und Partizipative Forschung.

Kontakt: Dr.ⁱⁿ Rafaela Werny, Frankfurter Forum für interdisziplinäre Altersforschung (FFIA), Goethe-Universität Frankfurt am Main, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main; E-Mail: werny@em.uni-frankfurt.de

Lea Spahn, Dr.ⁱⁿ, ist zurzeit Vertretung der Jun.-Professur Digitalität und Körperlichkeit sowie Lehrkraft für besondere Aufgaben im Bereich Körperbildung/Tanz im Institut für Sportwissenschaft und Motologie der Philipps Universität Marburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Soziologie des Körpers, Leibphänomenologie, Geschlechterforschung, qualitative Sozialforschung, Soziologie des Alterns, Kulturelle Bildung, feministische Materialismen, politische Ökologien.

Kontakt: Dr.ⁱⁿ Lea Spahn, Philipps Universität Marburg, Institut für Sportwissenschaft und Motologie, Barfüßerstr. 1, 35032 Marburg; E-Mail: lea.spahn@uni-marburg.de

Nähe und Distanz in der Kommunikation über die Stimme

Digitale Gesangsstunden während der COVID-19-Pandemie

Till Hartwig

Journal für Psychologie, 30(2), 70–89

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-70>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der Rolle von Nähe und Distanz in der gemeinsamen Koordination musikalischer Praktiken, genauer: in der intersubjektiven Kommunikation über die Stimme im Kontext professionellen Gesangs. Dazu wird vor dem Hintergrund einer phänomenologischen Betrachtung der Stimme, insbesondere ihrem Spannungsfeld von Nähe und Distanz, ein empirischer Blick auf Interaktionsformen in klassischen Gesangsstunden geworfen und im Hinblick auf die (pandemiebedingte) Durchführung von Online-Formaten kontextualisiert. Im Mittelpunkt steht dabei die Analyse der Bedingungen einer weitgehend auf körperlich-leiblicher Nähe konstituierten Interaktionsform, deren Möglichkeiten und Grenzen, die den beteiligten Akteur/innen im Online-Unterricht geboten sind – und die sie zugleich durch die kommunikative Abstimmung ihres Handelns gestalten. Die Ausführungen dieses Beitrags stützen sich, der Idee einer methodischen *Triangulation* (Flick 2004) folgend, sowohl auf die teilnehmende Beobachtung und Videoaufzeichnungen von Gesangsstunden als auch auf Experteninterviews mit professionellen Opernsänger/innen und Dozent/innen an Musikhochschulen und Konservatorien (in Deutschland, Italien und Österreich), die im Rahmen einer qualitativen Untersuchung über kommunikative Praktiken im Kontext der musikalischen Verwendung der Stimme erhoben und analysiert wurden.

Schlüsselwörter: Qualitative Sozialforschung, multimodale Kommunikation, implizites Wissen, Stimme, Gesang, Interaktion, Online-Unterricht, Covid-19-Pandemie

Summary

Going the distance when communicating about the voice

Digital singing lessons during the COVID-19 pandemic

This article examines the role of proximity and distance in the joint coordination of musical practices, more precisely: in intersubjective communication about vocal practices in professional singing classes. For this purpose, a phenomenological perspective on the voice, its relation to proximity and distance, will be broadened by an empirical view on forms of interaction in classical singing classes with the implementation of online lessons during the pandemic. The article analyses the conditions of a form of interaction largely based on physical proximity, its possibilities, and limits which the actors involved encounter – and which they change through communication. Following the idea of a *triangulation* of research methods (Flick 2004), different types of data have been combined to form a multi-perspective approach. This includes Participant observation and video recordings of singing lessons as well as expert interviews with professional opera singers, répétiteurs and teachers at conservatories in Germany, Italy and Austria, which have been collected and analysed in the context of a qualitative study of communicative practices about the musical use of the voice.

Keywords: Qualitative social research, multimodality, tacit knowledge, voice, singing, interaction, online teaching, Covid-19 pandemic

Anwesenheit und Stimme

Interaktion bedarf stets der Anwesenheit mehrerer Individuen. Dieser Gedanke findet sich in den Analysen alltäglicher Selbstdarstellung bei Goffman (1956) ebenso zentral wie in der Systemtheorie Luhmanns (1984), wo Anwesenheit ein *Selbstselektionsprinzip* des *Interaktionssystems* ist.¹ Sofern Goffmans populäre Minimaldefinition von Interaktion zum Ausgangspunkt der Beobachtung interaktiver Praxis gemacht, diese also als eine wechselseitige Handlungsbeeinflussung physisch unmittelbar anwesender Individuen bestimmt wird – »the reciprocal influence of individuals upon one another's actions when in one another's immediate physical presence« (Goffman 1956, 8) –, ist es naheliegend, auch bei der Analyse intersubjektiver Handlungskoordination im Kontext stimmlicher Praktiken die Bedeutung der Anwesenheit der beteiligten Akteur/innen näher in den Blick zu nehmen. Anwesenheit ist jedoch nicht nur im Hinblick auf die hier interessierenden Formen von Kommunikation (Interaktion), sondern auch im Hinblick auf den Gegenstand, auf den diese sich richtet, zentral. Denn die Stimme ist ein Phänomen von Anwesenheit schlechthin.

»Gibt es«, fragen Doris Kolesch und Sybille Krämer treffend in der Einführung in ihrem Band *Stimme* (2006), »ein Phänomen, das so untrüglich Zeugnis ablegt von

menschlicher Anwesenheit und kreatürlichem Leben wie das Erklingen einer Stimme?« (Kolesch und Krämer 2006, 7) Mit der Stimme und durch die Stimme kündigen oder zeigen wir unsere Anwesenheit an – wenn wir etwa durch ein betontes Räuspern einen vermeintlich dezenten, aber unmissverständlichen Hinweis auf unsere Präsenz geben. Als kommunikatives Medium ist die Stimme stets als »Artikulation leiblicher Anwesenheit« (Böhme 2009, 28) spürbar. Sie gilt damit nicht nur als ein Phänomen von Anwesenheit, sondern auch von Interaktion schlechthin (vgl. Krämer 2006, 284f.). Erst mit den durch Audiotechnologien geschaffenen Möglichkeiten der *Reproduktion* von Stimmen, in Form von Tonträgern, Aufzeichnungen, Telekommunikationsmedien oder auch »Computerstimmen«, kann sie unabhängig von ihrem Interaktionskontext werden (vgl. Krämer 2006, 272).

Wie sehr die räumlich-zeitliche Kopräsenz von Akteur/innen für das Gelingen bestimmter Formen intersubjektiver Kommunikation erforderlich ist, hat sich in den pandemiebedingten Veränderungen alltäglicher Kommunikationsroutinen – auch jenseits des (viel zu) häufig angeführten Allgemeinplatzes der »Pandemie als Brennglas« – in besonderer Deutlichkeit gezeigt. Auf dem Feld musikalischer Praktiken und ihrer professionellen Ausbildung, wo mit einer Vielzahl von Registern der Interaktion operiert wird, trifft dies sowohl auf den Gesangs- als auch auf den Instrumentalunterricht zu. Zwar sind digitale musikpädagogische Angebote, zumindest sofern sie im Kontext der recht jungen Entwicklungsgeschichte des Internets verortet werden, keine völlige Neuheit (vgl. Gerhardt 2004, 25ff.). Mit der abrupten und alternativlosen Überführung musikalischer Proben, Unterrichtsstunden oder sogar Prüfungen in Online-Formate, die während des bzw. der Lockdowns erfolgte, waren die Beteiligten jedoch meist mehr mit einer *Notfall-Lösung* (Hodges et al. 2020) als mit bereits erprobten und bewährten Mitteln des Unterrichts und des gemeinsamen Übens konfrontiert. Sie wurden schnell mit dessen Möglichkeiten, aber auch – und insbesondere – mit dessen Grenzen vertraut. Zugleich wurden durch die vor diesem Hintergrund stattfindenden Kommunikationsformen auch neue Möglichkeiten der gemeinsamen Handlungskoordination hervorgebracht. Die Durchführung dieser (für viele gänzlich neuen) Formate hat schließlich nicht nur die häufige Aussichtslosigkeit eines rein *remote* geführten Kommunikationsmodus vor Augen geführt, sondern dadurch auch einen Teil der konkreten Gelingensbedingungen einer »in Präsenz« stattfindenden Interaktion transparent werden lassen.

Die Akteur/innen haben die Reichweite der körperlich-leiblichen Kopräsenz für die Vermittlung musikalischer Fähigkeiten oft in ganz konkreter Gestalt und »am eigenen Leib« erfahren können: etwa in einer Abschlussprüfung im Studienfach Klavier, in der ein Student aus Albanien per Videoübertragung mit einem mehrköpfigen Gremium von Dozent/innen eines italienischen Konservatoriums seine erlernten musikalischen Fähigkeiten über Computermikrofon und -lautsprecher präsentiert und die zu beur-

teilende Darbietung von den Zuhörenden nur erahnt, nicht aber am konkreten Klang bewertet werden kann, wie eine Hochschulprofessorin für Korrepetition in einem leitfadengestützten Interview berichtet:

»Dann hat er [der Student] in Tirana vorgespielt [...] er war mit dem Tablet [...] er hat das Programm geschickt und dann angefangen jedes Stück vorzuspielen. Aber das Problem war [...] der Internetempfang, der war nicht so gut, absolut nicht so gut [...] einen Takt lang oder du hörst nicht alle richtige Noten [...] also die Prüfung hat ihren Wert verloren [...]. Was man absolut verloren hat online, ist der Klang. [...] Also der Klang kann nie sein wie in der Realität, also der Klang ändert sich absolut, komplett, komplett!« (Interviewauszug 1)²

Oder auch wenn eine Sängerin und ein Pianist (in einer frühen Phase des ersten Lockdowns im März 2020) zusammen einen Liederzyklus einzustudieren versuchen, aber die dafür notwendige Synchronität von Gesang und Klavierbegleitung durch die zeitversetzte Übertragung nicht möglich ist und zum Scheitern des gemeinsamen Musizierens führt.³ Neben den vorwiegend auf die technische Signalübertragung zurückzuführenden Problemen, die hier als konkrete Ursache für das Scheitern von Kommunikation ganz im Sinne der *mathematischen Informationstheorie* (Shannon 1948; Shannon und Weaver 1964) angeführt werden und – etwa durch sehr hohe Datenübertragungsgeschwindigkeiten und hochprofessionelle audiovisuelle technische Ausstattung – eingegrenzt werden könnten, berühren diese Beispiele auch unüberwindbare Grenzen zwischen einem in zeitlicher und räumlicher Kopräsenz wahrgenommenen Klangereignis einerseits und der technischen Konservierung/Übertragung dieses Klangereignisses andererseits. Denn die (technisch gestützte) Aufnahme einer musikalischen – sowohl instrumental als auch gesanglich realisierten – Darbietung stellt stets ein *Artefakt* dar. Ein Artefakt, das einer ganz eigenen ästhetischen Logik folgt und keineswegs die Möglichkeit eines unverzerrten Transports bereitstellt (vgl. Wicke 2011, 42f.).

Die weitreichende Rolle körperlich-leiblicher Kopräsenz für die hier untersuchten Kommunikationsformen sowie die Möglichkeiten und Grenzen eines rein digital basierten Interaktionssettings zeigen sich in einem noch weitaus komplexeren Kontext. Aber wie äußert sich die Bedeutung von Nähe und Distanz bei der Stimme bzw. in der Kommunikation über sie? Welche Rolle kommt ihnen bei der kommunikativen Abstimmung gesanglicher Praktiken in dem hier untersuchten Kontext zu? Und worin bestehen letztlich die Möglichkeiten und Grenzen der Online-Kommunikation dieser weitgehend auf körperlich-leiblicher Kopräsenz verweisenden Interaktionsform? Um diesen Fragen nachzugehen, ist ein genauerer Blick auf das Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz notwendig, das sich bei der Stimme auf

drei wesentlichen Ebenen nachvollziehen lässt: auf akustischer, auf visueller und auf taktiler Ebene.

Der Klang

Mit ihrem Klang ist die Stimme ein grundsätzlich flüchtiges Phänomen. Sie erklingt und verklingt zugleich. Sie ist – bei ihrer *Produktion* jenseits tontechnischer *Reproduktion* – ein Ereignis, das stets von einem dialektischen Verhältnis von An- und Abwesenheit geprägt ist: »[I]hr Vorhandensein besteht im beständigen Verklingen, im Verschwinden [...] in einer anwesenden Abwesenheit« (Kolesch 2009, 16). So hält auch Mladen Dolar in seiner *Theorie der Stimme* (2007) fest: »[S]ie ist reines Vorübergehen, nichts, was sich festlegen oder festhalten ließe« (Dolar 2007, 50). Zugleich ist die Stimme durch ihren Klang ein Instrument räumlicher Orientierung und Distanzüberwindung: »Stimmlich orientieren wir uns im Raum, breiten uns darin aus und überwinden Distanzen« (Kolesch 2009, 18). Im Operngesang spielen diese Distanzen eine besonders zentrale Rolle: Hier müssen »große« Stimmen große Distanzen überwinden – wie auch die im Bühnenkontext häufig verwendete Phrase »sing für die letzte Reihe« widerspiegelt. Theater, Opernhäuser und Konzertsäle, in denen mehrere Tausend Personen Platz finden, verlangen daher, neben einer Reihe darstellerischer Fähigkeiten, eine besonders ausgeprägte *Tragfähigkeit* der Stimme, das bedeutet, »die Stimmen füllen den Raum ohne technische Hilfsmittel« (Fischer 1998, 72). Dass die Distanz, die die Stimme wegen fehlender *Tontechnik* überwinden muss, einen entscheidenden Einfluss auf die *Gesangstechnik* hat, zeigt sich nicht zuletzt auch in deren historischem Wandel.⁴

Aus der Nähe zur eigenen und der Distanz zur fremden Stimme gehen in dem hier untersuchten Kontext jedoch noch weiterreichende Konsequenzen hervor. Da die Stimme von ihrem Träger oder ihrer Trägerin immer in doppelter Weise wahrgenommen wird, zugleich »von außen« und »von innen«, bedarf es einer besonderen Handlungsabstimmung zwischen den Akteur/innen. Der Umstand, dass Sänger/innen ihre eigene Stimme aufgrund der zusätzlichen *Knochenleitung* des Schalles immer anders hören als ihr Publikum, welches die Stimme nur über die *Luftleitung* des Schalles wahrnimmt (vgl. Sundberg 1997, 216), muss bei der (intersubjektiven) Koordination gesanglicher Praktiken stets mitberücksichtigt werden. Im Gesang sind die beteiligten Akteur/innen – und hier besteht ein entscheidender Unterschied zur Instrumentalmusik – immer im »Diesseits« des Resonanzkörpers (vgl. Mari 1983, 82), oder anders: Der Resonanzkörper ist immer der *eigene* Körper. Sundberg (1997) zeigt in seinen phoniatischen Betrachtungen der Singstimme die daraus entspringenden Konsequenzen für den Gesangsunterricht auf. Aus der unumgänglichen Tatsache, »daß eine Stimme

für Hörer und Sprecher nie gleich klingen kann [...] ergibt sich ein Problem für die Stimmbildung« (Sunberg 1997, 216), das er in folgendem Gedankenexperiment ausführt:

»Wir wollen einmal annehmen, daß ein Student einen Sänger mit idealem Timbre hört und dieses zu imitieren sucht. Phoniert der Student so, daß das von ihm dabei wahrgenommene Timbre dem Timbre des Idealklangs gleicht, so ist der Klang seiner Stimme für einen Zuhörer bei weitem nicht identisch mit dem Idealklang« (ebd., 216).

Zwar stehen den Akteur/innen hier verschiedene Mittel zur Verfügung, diese akustischen Unterschiede einzudämmen, etwa in dem Singen durch die um den eigenen Mund angelegten und zu einem Trichter geformten Hände, was eine stärkere Luftleitung bewirkt, oder auch dem Spüren *phonationsbedingter Vibrationsempfindungen* am eigenen Körper, die eine Art nicht-akustischer Rückkopplungserfahrung ermöglichen und der Phonationskontrolle dienen können (vgl. Sundberg 1997, 217f.). Diese Selbstwahrnehmungs- und Selbststeuerungsmöglichkeiten können jedoch nicht die Relevanz einer intersubjektiven Perspektive ersetzen; den Einbezug der Hörererfahrung einer anderen Person. Denn die *Doppelempfindung* der Stimme (Merleau-Ponty 1986, 189) erfordert die Anwesenheit eines »dritten Ohres«, welches neben dem inneren und äußeren subjektiven Hören der eigenen Stimme eine intersubjektive Orientierungsmöglichkeit zur richtigen Intonierung bietet. Die kritische Betrachtung der Stimme, die zu ihrer professionellen Schulung notwendig ist, kann nicht nur in Form einer *Selbstkritik* bestehen, sondern muss immer auch durch eine *Fremdkritik* begleitet werden. Das Hinzuziehen eines erfahrenen Sängers oder einer Gesangsprofessorin, oft auch einer Pianistin oder eines Korrepetitors, wird von den beteiligten Akteur/innen deshalb häufig als unersetzbar bewertet. Ein interviewter Tenor beschreibt dies in folgenden Worten:

»Meine Lehrerin hört meine Stimme anders als ich, ähm, sie hat ein unglaubliches Ohr. Sie erkennt Sachen, die ich selbst nicht kenne, ähm, selbst nicht erkenne. Sie kennt meine Stimme manchmal besser als ich, weißt du. [...] Natürlich wird es leichter im, ähm mit der Zeit, mit der Erfahrung. Ich habe gelernt meine Stimme so zu hören wie sie [die Gesangsprofessorin], wie sie meine Stimme haben will, wo sie meine Stimme haben will [...], aber ich könnte nie für Jahre nur allein üben« (Interviewauszug 2).

Das Verhältnis zwischen Gesangslehrer/innen und Sänger/innen ist damit stets von einem Angewiesensein geprägt: einem Angewiesensein auf das klangliche Beurteilungsvermögen des oder der anderen, welches eine räumliche und zeitliche Anwesenheit voraussetzt. Die beteiligten Akteur/innen betonen in diesem Kontext auch die Unersetzbarkeit einer gemeinsam geteilten körperlich-leiblichen Kopräsenz – oder wie es

eine interviewte Sopranistin formuliert: »Keine Aufzeichnung kann die Qualität einer von Nahem gehörten Stimme ersetzen« (Interviewauszug 3).⁵ Die Möglichkeit, die eigene Stimme als fremde wahrzunehmen, eine Möglichkeit, die sich durch ihre Konservier- und Reproduzierbarkeit mittels Aufzeichnungsgeräten bietet, wird von den beteiligten Akteur/innen durchaus zur Selbstkorrektur genutzt und kann darüber hinaus auch die Differenz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung der eigenen Stimme in einer objektivierten Form nachvollziehbar machen – wie in einem weiteren Auszug aus einem narrativen Interview thematisiert wird:

»Die Sache mit der Intonation ist nicht immer leicht. Weißt du, ich habe es schon ein paar Mal erlebt, ähm, dass meine Stimme für mich, ähm, für mein eigenes Ohr super intoniert war, aber dann nicht für meine Gesangsprofessorin oder für den Pianisten. Oder ganz oft habe ich erlebt, dass ich eine Aufnahme von, von dem Unterricht gehört habe, noch am selben Tag, wenn mein Körper noch, ähm, noch wach war und alles frisch war. Und ich habe gedacht ›was ist das denn?«, ganz anders, als ich es im Unterricht gehört habe« (Interviewauszug 4).

Allerdings ist das Nutzen dieser Dokumentations- und Selbstvermessungstechnik für die Akteur/innen nur bedingt hilfreich: Sie stellt nur eine *Alternative*, nicht aber einen vollständigen *Ersatz* körperlich-leiblicher Kopräsenz dar. Denn die tontechnisch gestützte Reproduktion der Stimme vermag niemals ihren authentischen, in unmittelbarer physischer Anwesenheit wahrnehmbaren Klang einzufangen oder wiederzugeben (vgl. Kolesch und Krämer 2006, 7). Und auch das für die Singstimme so zentrale Moment der richtigen Intonation wird zu einem sich über Distanz verstärkenden Problem; denn die Abweichung vom *Idealklang*, die nach Sundberg (1997, 216) aus der Differenz von akustischer Selbst- und Fremdwahrnehmung resultiert, wird durch die technisch gestützte Vermittlung der Stimme keineswegs verringert. Insbesondere auf klanglicher Ebene ist die »natürliche Basis« (Pfeiffer 2006, 71) des Operngesangs »durch keine Technologie zu ersetzen« (ebd.). Der Musikologe Peter Wicke führt zwar die Dominanz von Aufnahmen bei der Etablierung von Normen und Standards für musikalische Aufführungen an, die durch die nahezu unbegrenzten Möglichkeiten moderner technischer Klanggestaltung erwachsen; er betont in diesem Zusammenhang aber auch, dass eine technische Repräsentation eines Klanggeschehens niemals ganz seiner unmittelbaren akustischen Wahrnehmung entsprechen kann (vgl. Wicke 2011, 43).⁶ Die *Qualität* einer analogen Stimme – nicht ihre durch einzelne oder mehrere Individuen erfolgende normative Bewertung, sondern ihre Qualität im Sinne eines nur ganzheitlich erfahrbaren Wesens, das sich nicht auf die Analyse einzelner Bestandteile reduzieren lässt (vgl. Dewey 1931, 93ff; Merlau-Ponty 1966, 22f.)⁷ – ist durch Tontechnik nicht hinreichend reproduzier- oder übertragbar. Die Akteur/innen sind für seine Beurteilung

daher sehr weitreichend auf eine Nähe angewiesen, in welcher die Stimme unmittelbar und unvermittelt zum Klingen kommt.

Das Zeigen

Die Stimme liegt hinsichtlich ihrer Sichtbarkeit zu einem großen Teil im Verborgenen. Sie ist kein *unsichtbares*, aber ein im Wesentlichen *nicht-sichtbares* Instrument. Nur äußerst gering ist derjenige Teil der Stimme, den Akteur/innen beim Singen sehen können: Die Bewegungen, die sie zum Klingen bringen, lassen sich visuell kaum unmittelbar wahrnehmen, weder bei der eigenen noch bei einer fremden Stimme. Die Formung des Mundes und – bei ausreichender Nähe – auch die Stellung von Zunge und Gaumen, oder sogar das Absenken des Kehlkopfes, lassen sich teilweise sehen oder vorzeigen; nicht aber der komplexe Bau des Kehlkopfes sowie das Zusammenspiel der zahlreichen Knorpel, Bänder und Muskeln. Die in der modernen Phoniatrie vorhandenen Möglichkeiten der Visualisierung des Stimmapparates bieten zweifelsfrei eine Grundlage zur Erklärung bzw. expliziten Darstellung der physiologischen Zusammenhänge der Stimme. Und auch die Vorteile einer Nutzbarmachung phoniatischer Erkenntnisse in gesanglicher Praxis werden sowohl aus Sicht der Phoniatrie als auch aus Sicht der Gesangspädagogik betont (vgl. Seidner und Wendler 1978; Mari 1983; Fischer 1998). Doch wenn Akteur/innen im Kontext der Vermittlung gesanglicher Fähigkeiten miteinander interagieren, ist die Stimme zum größten Teil weder sicht- noch vorzeigbar. Sie ist damit ein weitgehend »verstecktes« Instrument (vgl. Mari 1983, 83). Ihre unlösbare biologische Verankerung, ihre unmögliche (vollständige) Externalisierung, hat zur Folge, dass Sänger/innen ihr Instrument auch visuell niemals in völliger Distanz wahrnehmen können. Wo ein Cellist seiner Schülerin die Klangunterschiede direkt am Instrument, etwa an der Dicke der Saiten, vorzeigen und erklären kann, ist die Gesangslehrerin auf indirekte Darstellungsformen, zum Beispiel auf die Hinzuziehung phoniatischer Abbildungen oder auch die Nutzung von Gegenständen als Hilfsmittel zur visuellen Demonstration angewiesen. Die grundlegende optische Abwesenheit der Stimme – ihre paradoxerweise maximale (körperliche) Nähe bei zugleich minimaler Zugänglichkeit – stellt nicht nur ein allgemeines Spezifikum bei der Koordinierung gesanglicher Praktiken, sondern auch eine Herausforderung für deren kommunikative Abstimmung dar.

Neben dieser grundsätzlicheren »Zugangsproblematik« und deren Konsequenzen für die intersubjektive Handlungsabstimmung im Gesangsunterricht kommt dem Spannungsfeld visueller Nähe und Distanz in dem hier interessierenden Setting noch eine andere Bedeutung zu. Bei online durchgeführten Gesangsstunden stehen die Akteur/innen in einem Verhältnis physischer Distanz, welche sich neben der akustischen

auch auf visueller Ebene zu einem gewissen Teil überwinden lässt: Mit der Übertragung des Bildes durch Nutzung der Videotelefonie ist eine – obwohl zeitlich oft leicht versetzte – Interaktion auf Grundlage visueller Kommunikationsformen durchaus möglich. Die beteiligten Akteur/innen können etwa durch bestimmte Körperbewegungen oder gestische Expressionen miteinander kommunizieren. So können beispielsweise die Stellung des Kinns sowie des Kiefers, das Öffnen des Mundes und auch das Formen der Lippen durch ein unmittelbares (wenn auch digital vermitteltes) Vorführen gezeigt werden. Einige der konkreten Formen dieser visuell vermittelten Interaktion sowie deren Verhältnis zu der auf akustischer Ebene realisierten Handlungsabstimmung lassen sich anhand einer verdichteten Analyse einer exemplarischen Sequenz aus einer aufgezeichneten Online-Gesangsstunde nachvollziehen (vgl. Abbildung 1 und 2).

In dieser Unterrichtseinheit üben eine Gesangsprofessorin und eine junge Sängerin die *Arie des Komponisten* (»Sein wir wieder gut«) aus dem Prolog der Oper *Ariadne auf Naxos* von Richard Strauss (Op.60, 1916). Die Akteurinnen gehen dabei die gesamte Arie – Phrase für Phrase, Wort für Wort und teilweise sogar Ton für Ton – gemeinsam durch. Die Sängerin singt einige der Phrasen oder Worte mehrere Male hintereinander, wobei ihr die Gesangslehrerin nicht nur zuhört und -sieht, sondern sie mehrfach unterbricht; sie auf Details der Ausführung spezifischer Gesangstechniken hinweist, zum Beispiel auf die Position des Kiefers, die Stellung des Kehlkopfes, oder die Sängerin zu einzelnen Atempausen und -übungen anleitet und sie dann zur Wiederholung der Phrasen, Worte oder Töne auffordert. In besonders verdichteter Form zeigt sich diese gemeinsame Feinabstimmung bei der Phrase »Musik ist eine heilige Kunst« (Strauss 1944, 83). Die Sängerin singt hier mehrere Male hintereinander die Worte »Musik ist«, wobei die Gesangslehrerin sie immer wieder unterbricht, auf die Artikulation bestimmter Worte bzw. Laute (zum Beispiel die im deutschsprachigen Repertoire besonders deutliche Aspiration des *t* in »Kunst«) und auf einige Atempausen und den Übergang einzelner Noten hinweist. Die Gesangsprofessorin singt einzelne Töne zum Teil selbst vor und fordert die Sängerin dann zur Wiederholung der gesamten Phrase auf. Nachdem beide nach einigen wiederholten Durchgängen mit dem klanglichen Ergebnis der gesungenen Phrase zufrieden sind und die Sängerin durch das »okay, I can do it« (Abb. 1, 24:36) diese Schleife der Wiederholung auflöst und damit das gemeinsame Fortfahren in der Arie anstößt, geht die Gesangslehrerin auf die Bewegung des Mundes ein. Sie äußert dazu zunächst die Worte »if you would also«, zeigt dann auf ihren Mund und singt dabei die Worte »eine heilige Kunst« selbst vor, wobei sie diese in deutlich geringerer Lautstärke als die Sängerin und in einer Art Sprechgesang betont. Besonders deutlich wird hier, dass der Fokus der gemeinsamen Handlungsabstimmung nicht auf dem – nur unzureichend übermittelten – Akustischen liegt, sondern die Akteurinnen auf eine Kombination kommunikativer Handlungen auf sowohl akustischer als auch visueller Ebene zurückgreifen: Die Gesangslehrerin hat bei der Artikulation

der Worte ihren Mund durchgehend weit geöffnet, sodass ihre Zähne und die Bewegung der Zunge deutlich zu sehen sind (ebd., 24:42).⁸ Unmittelbar danach singt sie (wieder sprechgesangähnlich) die gleichen Worte, indem sie ihren Mund bei jeder Silbe vollständig schließt und wieder weit öffnet. Sie führt dabei gleichzeitig mit ihrer auf Höhe des Bildschirms gehobenen rechten Hand eine Auf-und-zu-Bewegung aus und spricht dann ein emphatisches »don't you« (ebd., 24:45) zur Sängerin.

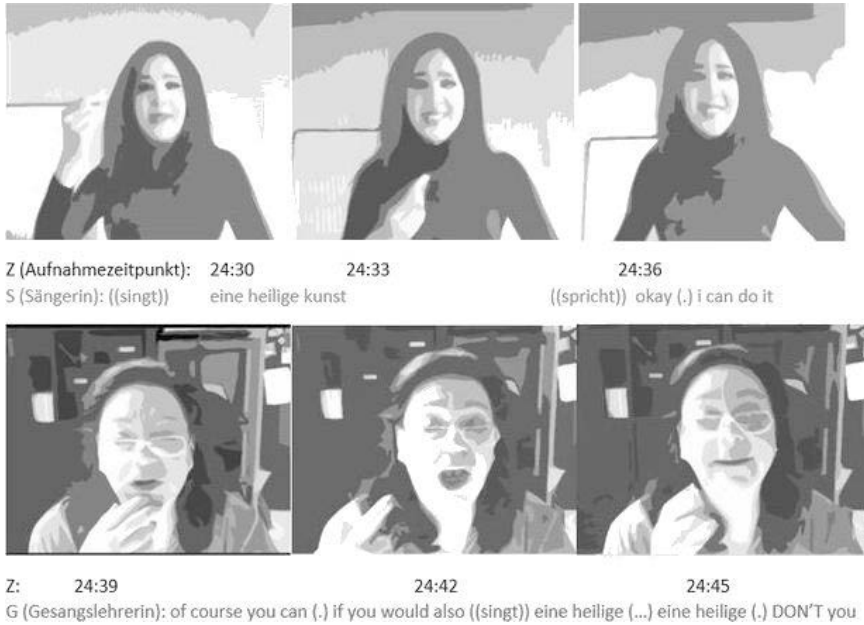


Abbildung 1: »Eine heilige Kunst« – zeigendes Erklären im Online-Gesangsunterricht⁹

Hier zeigen sich vor allem die Möglichkeiten, die den Akteurinnen auch in der Kommunikation über Distanz zur Verfügung stehen: Die Gesangslehrerin kann auf die Vermeidung einer zu großen Bewegung bzw. eines zu häufigen Öffnens und Schließens des Mundes beim Singen der Phrase hinweisen, das als »übertrieben« und »unelegant« gedeutet wird, und gleichzeitig die korrekte Mund- und Kieferstellung sowie die Formung der Lippen demonstrieren. Indem sie diese selbst einmal in korrekter Ausführung vorführt und daran anschließend in der zu vermeidenden Form, durch das übertrieben deutliche Öffnen und Schließen des Mundes, das zusätzlich durch die Bewegung der Hand in einer Art »Plappergeste« verstärkt wird, kann sie der Sängerin den Unterschied *aufzeigen* und dadurch eine konkrete, wenn auch zum großen Teil implizit bleibende Handlungsanweisung geben. Dieses Vorführen steht dabei nicht in einem

isolierten Zusammenhang, sondern ist in einen *multimodalen* Kontext eingebettet: Die deiktische Geste, in Form des Fingerzeigs auf den eigenen Mund, findet synchron mit der Lippenbewegung bzw. mit der Artikulation der Worte statt und ist zusätzlich durch sprachliche Anweisungen gerahmt. Die Äußerungen »if you would also« und »don't you« (ebd., 24:42–24:45), die vor und hinter den demonstrierten Bewegungen sowie der (gesanglichen) Artikulation der Phrase stehen, wären ohne die sie begleitenden körperlichen Ausdruckshandlungen nicht verständlich. Denn die sprachlichen Ausdrücke stehen hier, aufgrund ihrer Offenheit und Unvollständigkeit, in einem Verweisungszusammenhang mit den simultan sichtbaren non-verbalen Expressionen. Die Gesangslehrerin äußert ihre Anweisungen nicht in vollständigen Sätzen; es »fehlt« – ließe sich aus formalistischer Perspektive bemerken – ein Prädikat oder Objekt, auf das sich die Äußerungen beziehen und wodurch sie als konkrete Handlungsanweisung lesbar würden. Diese erschließt sich als solche hingegen erst vor dem Hintergrund des Zusammenwirkens der verbalen *und* non-verbalen Ausdruckshandlungen. Durch das Zusammenwirken dieser unterschiedlichen kommunikativen Handlungen stehen den Akteur/innen – hier vor allem der Sängerin – Möglichkeiten der Umsetzung praktischer Anweisungen bereit, ohne dass es dazu einer umfangreichen Explikation bedürfe. Die *Multimodalität* von Kommunikation, die Kress (2010) in der Verknüpfung mehrerer semiotischer Ebenen, vor allem von sprachlichen Zeichen mit Bildern, beschreibt und deren kommunikatives Potenzial sich insbesondere in Situationen entfaltet, in denen es um die Bereitstellung schnell verständlicher Handlungsanweisungen (vgl. Kress 2010, 32ff.) oder um Lernprozesse in einem professionellen Kontext (vgl. Bezemer und Kress 2016) geht, kann ihre kommunikative Wirkung in dem hier untersuchten Interaktionssetting erst durch die Übertragung von Ton *und* Bild ausschöpfen.

Während die beschriebenen Formen der Handlungsabstimmung einige durchaus mögliche Aspekte der gemeinsamen Interaktion über die Nutzung von (digitalen) Telekommunikationstechniken aufzeigen, gibt es jedoch auch Grenzen, mit denen die beteiligten Akteur/innen im *remote* durchgeführten Gesangsunterricht konfrontiert sind. Und auch diese Grenzen sind wesentlich durch ein Verhältnis von Nähe und Distanz bestimmt. Jenseits der Einschränkungen und Schwierigkeiten auf der Ebene der technischen Signalübertragung (zum Beispiel instabile Internetverbindung, verpixelte Bilder etc.), die sich prinzipiell optimieren ließen, gibt es weitgehend unumgängliche Vorgaben für die Nutzung des Mediums, über das die beteiligten Akteur/innen in dem hier analysierten Setting miteinander in Verbindung stehen. Die Videotelefonie ermöglicht nicht nur die gemeinsame Interaktion, sondern formt sie zugleich: Sie gibt den Akteur/innen vor, wie sie sich räumlich positionieren müssen, um sich gegenseitig visuell wahrzunehmen; sie kann somit als ein den Handlungsspielraum der Akteur/innen limitierendes *Dispositiv* (Agamben 2008, 26f.) betrachtet werden.¹⁰ Die Akteur/innen können immer nur einen Bildausschnitt sehen, der eine feste Rahmung ihres Blickes

vorgibt – der Ausdruck *face-to-face interaction* (Goffman 1956, 8) bekommt vor diesem Hintergrund eine höchst wörtliche Bedeutung (vgl. Abbildung 1).

Da sie ihre Position bzw. ihre räumliche Nähe und Distanz nicht zur anderen Person, sondern nur zum Bildschirm bzw. zur Kamera verändern können, sind die Akteur/innen bei der Absicht, den oder die andere aus unterschiedlichen Distanzen wahrzunehmen, immer auf die Positionierung, auf die Nähe oder Distanz der anderen Person zum Aufnahmegerät angewiesen. Sie können ihre Perspektive nicht direkt, durch die Veränderung der eigenen Position im Raum, sondern nur über Anweisungen und Aufforderungen verändern – das nähere Heranrücken an den Bildschirm stellt eine nur sehr begrenzte Möglichkeit eines selbstgesteuerten Perspektivwechsels dar. Ein solcher Perspektivwechsel, eine spontane und eigenständig vorgenommene Veränderung der Distanz (oder Nähe), die im »in Präsenz« stattfindenden Unterricht nicht nur möglich ist, sondern auch einen zentralen Bestandteil des gemeinsamen Unterrichts bildet – wenn die Akteur/innen etwa aufeinander zugehen, um verschiedene Ebenen von Bewegungen zum Gegenstand ihrer Kommunikation zu machen – ist mit der »festen Einstellung« in der Videotelefonie nicht umsetzbar. Aus Perspektive der Datenerhebung und -auswertung bietet dieses spezifische Setting hingegen sogar auch Vorteile: Durch den Verzicht auf zusätzliche Aufzeichnungsmedien sowie die Ausrichtung der Akteur/innen zur (meist im Bildschirm integrierten) Kamera bietet dieses empirische Material Forschenden eine Nähe und Perspektive, die in einem »analogen« Setting kaum umsetzbar ist.

Die Berührung

Die Berührung stellt nicht nur die größtmögliche physische Nähe zwischen Akteur/innen dar; sie kann auch als die körperlich-leiblichste Form von Wahrnehmung und Kommunikation betrachtet werden: »Das, was wir sehen und hören[,] können wir versuchen >uns vom Leib zu halten«, nicht aber das, was wir berühren oder was uns berührt« (Wagener 2000, 57). Im Kontext musikalischer Praxis wird es dabei häufig als unverzichtbar bewertet, in einen gemeinsamen physischen Kontakt zu treten. Verbale Erklärungen reichen oft nicht aus, um körperliche Empfindungen wie das Spüren von Klangresonanzen bzw. -vibrationen oder eine spezifische Körperhaltung zu beschreiben, und auch das Vorführen von Bewegungen aus der Distanz kann die Notwendigkeit körperlich-leiblicher Nähe nicht vollständig ablösen. »Unterricht im Musizieren«, wie Mahler (2011, 66) mit Blick auf das intime Verhältnis zwischen Lehrenden und Schüler/innen im Instrumental- und Vokalunterricht festhält, »kann ohne körperliche Vermittlung nicht auskommen [...]. Erforderlich ist eine Beziehungsqualität, dies [sic] es erlaubt, sich in der musikalischen Arbeit emotional zu öffnen und auch körperlich zu berühren« (ebd.). In dem an Musikhochschulen stattfindenden Unterricht für

Korrepetition ist es etwa notwendig, dass die Akteur/innen in einigen Situationen in gemeinsamen Körperkontakt treten, um Haltungen zu korrigieren oder Verspannungen in den Schultern und Unterarmen zu vermeiden, die während des Musizierens auftreten können. Eine Pianistin und Dozentin für Korrepetition an einem deutschsprachigen Konservatorium beschreibt dies in einem leitfadengestützten Interview wie folgt:

»Ähm, ich muss irgendwie manchmal die Studenten berühren [...]. Manche Leute sitzen falsch auch am Klavier zum Beispiel, die legen nicht richtig entspannt die Beine an den Boden. [...] Ich sehe sofort die Leute, ich erkenne die Verkrampfungen, okay, dann kann ich [...] zum Beispiel zeigen und die richtige Handstellung oder die Verkrampfungen vermeiden« (Interviewauszug 5).

Neben den unterschiedlichen Formen der Berührung, die innerhalb der Instrumentalmusik bestehen, kommt der körperlichen Berührung im Gesang eine besondere Bedeutung zu. Denn obwohl die Stimme durch ihre musikalische Verwendungsmöglichkeit als musikalisches *Instrument* bezeichnet wird (z. B. Fischer 1969, 31), ist sie auch im Hinblick auf ihre Körperlichkeit grundlegend verschieden von (anderen) musikalischen Instrumentationselementen. Anders als in der Instrumentalmusik ist die Berührung des Instruments *immer* auch die Berührung des (eigenen oder fremden) Körpers bzw. Leibes.¹¹ Während die Klavierlehrerin sowohl die Finger ihres Schülers als auch, in demonstrierender Weise, nur die Tasten des Instruments berühren kann, berührt die Gesangslehrerin mit dem Instrument immer zugleich einen Leibkörper.

Die Stimme ist als körperlich-leibliches Instrument von einer nicht größer denkbaren (physischen wie psychischen) Nähe zu ihrem Träger oder ihrer Trägerin geprägt. Im Gesangsunterricht werden spezifische Gesangs- und Atemtechniken daher nicht selten durch das Berühren oder Berührtwerden vermittelt. In einem narrativen Interview weist eine Opernsängerin in diesem Zusammenhang auf die kommunikative Funktion gemeinsamen Körperkontakts hin:

»Zum Beispiel sie [die Gesangsprofessorin] zeigt, wie sie atmet. Das ist ganz schwer, das ist, ähm, schrecklich. Wenn die Professoren [...] zeigen, wie sie atmen. Weil sehr viele Professoren tun deine Hände hierhin [fasst sich an den oberen Bauch] Abdomen [...] oder ich muss sie anfassen, ähm, um ihr Zwerchfell zu spüren« (Interviewauszug 6; Anmerkung T. H.).

Zugleich werden diese Formen des Berührens und Berührtwerdens von den beteiligten Akteur/innen häufig, wie auch in dem angeführten Interviewauszug, nicht nur positiv gedeutet. Berührung kann hier als ein *Anfassen* wahrgenommen werden; als ein unangenehm empfundenes, einseitiges Herstellen von Körperkontakt. Da die Berührung des fremden Instruments stets eine Berührung des fremden Leibkörpers ist, werden mit ihr

immer auch die Grenzen seiner Selbstbestimmung berührt – manchmal auch verletzt. Aus diesen Gründen wird der physische Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden im Musikunterricht häufig vermieden oder, auch aufgrund seiner tendenziell erotisch-symbolischen Aufladung, tabuisiert. Besonders deutlich zeigt sich dies im Unterricht mit Minderjährigen, wo körperliche Berührung im Kontext einer Zeit der zunehmenden Aufdeckung sexuellen Missbrauchs steht (vgl. Barandun 2018, 132). Aber auch in dem im Hochschulkontext stattfindenden Gesangsunterricht zwischen Erwachsenen, der primär in Form intergenerationaler Kommunikation stattfindet (vgl. Hartwig 2022), ist die Berührung immer auch ein Eingriff in die *Territorien des Selbst* (Goffman 1982, 54ff.), der von den Akteur/innen als »schwer« oder sogar »schrecklich« (Interviewauszug 6) erfahren werden kann. Neben der engen Verflechtung didaktischer Settings mit der Erotik der Berührung (vgl. Steiner 2004, 37) und der damit zusammenhängenden – häufig romantisch verklärt erscheinenden – »pädagogischen Liebe« (Kraemer 2004, 121) gilt es allerdings, die kommunikative Reichweite der Berührung nicht gänzlich aus dem Blick zu nehmen. Denn auf physischen Kontakt im Instrumental- oder Gesangsunterricht, etwa in Form einer sanften Berührung der hochgezogenen Schulter, gänzlich zu verzichten, hieße, *direkte* Formen körperlicher Kommunikation ungenutzt zu lassen und bestimmte Inhalte nicht oder nur sehr begrenzt vermitteln zu können (vgl. Barandun 2018, 132).



Abbildung 2: Selbstberührung

Da das Berühren des fremden Körpers im digital durchgeführten Gesangsunterricht nicht möglich ist, müssen die Akteur/innen auf das Mittel der *Selbstberührung* zurückgreifen. Dazu kann die Gesangsprofessorin oder der Gesangslehrer den Studenten oder die Schülerin anleiten, den eigenen Körper zu berühren, zum Beispiel, um die Resonanz bzw. Vibrationen am eigenen Körper zu ertasten oder auch die Bewegung einer spezifischen Atemtechnik zu fühlen, indem die Hände während einer Atemübung an den Rücken gelegt und durch diese Form der Selbstberührung der Wirkungszusammenhang von Körperbewegung(en) und Klangproduktion nachvollzogen werden kann (vgl. Abbildung 2). Obwohl die Akteur/innen dabei nicht in einen direkten physischen Kontakt miteinander treten, ist es so möglich, vorübergehend eine strukturell gleiche (bzw. ähnliche) Körperlichkeit zu erfahren und so eine gemeinsame Handlungsperspektive einzunehmen. Sie können auf diese Weise nicht nur eine *geteilte Aufmerksamkeit* sowie eine *geteilte Intentionalität* (Tomasello et al. 2005, 680ff.) herstellen, sondern auch eine sinnlich aufeinander bezogene, geteilte körperlich-leibliche Wahrnehmung erleben. Aus einer leibphänomenologischen Perspektive ließe sich auch sagen: Die Akteur/innen können, auch ohne die körperliche Nähe des anderen, in eine Beziehung der Zwischenleiblichkeit treten, vor deren Hintergrund ein gegenseitiges Verstehen ermöglicht wird.¹² Dies gelingt aber freilich erst durch eine kommunikative Abstimmung auf den verschiedenen aufgezeigten Ebenen der Handlungskoordination. Zugleich ist die Selbstberührung nicht ausschließlich ein als »Notlösung« im digitalen Unterricht zu deutendes kommunikatives Mittel, sondern kann auch in dem üblichen »analogen« Setting der gemeinsamen Interaktion genutzt werden – und so auch auf das problematisierte Überschreiten der Territorien des Selbst durch die Fremdberührung reagieren. Die durch den anderen angewiesene Selbstberührung bleibt allerdings, genau wie auf der visuellen Ebene, immer ein Mittel der indirekten Kommunikation und keines der direkten körperlich-leiblichen Interaktion.

Konsequenzen

Die Stimme steht in einem stetigen Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz. Sie ist aufgrund ihrer Innerlichkeit (als musikalisches Instrument) sowohl auf akustischer als auch auf visueller sowie taktile Ebene nur bedingt intersubjektiv zugänglich: Durch ihre akustische Doppelempfindung klingt sie für die singende oder sprechende Person immer anders als für die nur hörende; sie ist zu einem nur äußerst begrenzten Teil direkt sicht- und vorzeigbar; und berühren lässt sie sich immer nur über den Körper ihrer Trägerin oder ihres Trägers. Das Wissen um ihre spezifischen Klangeigenschaften und Verwendungsmöglichkeiten ist deshalb immer ein körperlich-leiblich verankertes Wissen, das nicht in Form allgemeingültiger Aussagen und Regelanleitungen formuliert

und auf diese Weise als explizites Wissen versprachlicht bzw. kommuniziert werden kann.

In der intersubjektiven Kommunikation über die Stimme, dies zeigt sich besonders deutlich in der Interaktion im Kontext professioneller Gesangsstunden, ist für die beteiligten Akteur/innen deshalb eine gemeinsam geteilte körperlich-leibliche Anwesenheit zentral: Während auf visueller Ebene nur geringe Unterschiede zwischen der über Distanz stattfindenden Kommunikation mittels Videotelefonie und einem in körperlich-leiblicher Kopräsenz stattfindenden Unterricht zum Vorschein kommen – wie etwa die fehlende Möglichkeit eines spontanen Wechsels von Blickwinkeln –, besteht auf der taktilen Ebene mit der Unmöglichkeit der gegenseitigen Berührung eine scharfe Grenze zwischen Nähe und Distanz. Und auch auf klanglicher Ebene wird deutlich, dass die Nutzung von Telekommunikationsmedien eine nur begrenzte Alternative, aber keinen Ersatz für den auf Nähe angewiesenen Gesangsunterricht darstellt. Denn der authentische Klang der Stimme ist in all seinen akustischen Facetten technisch weder vollständig reproduzier- noch übermittelbar. Er lässt sich nur unmittelbar und unvermittelt – und damit nur aus der Nähe – wahrnehmen.

Die analysierten Interaktionsformen zeigen jedoch auch, dass die durch das Medium Videotelefonie gesetzten Grenzen und Einschränkungen keinen zwingenden Grund einer gänzlich zum Scheitern verurteilten Kommunikation darstellen. Zwar können durch die – wenn auch oft nur minimale – zeitliche Verzögerung keine Interaktionsformen stattfinden, die (insbesondere auf klanglicher Ebene) auf Synchronität angewiesen sind, wie etwa das Scheitern von Versuchen gemeinsamen Musizierens bei der Korrepetition verdeutlicht. Doch die Akteur/innen bringen durch die Kommunikation über Distanz auch neue Möglichkeiten der gemeinsamen Handlungsabstimmung hervor. Da die Beurteilung des nur in körperlich-leiblicher Kopräsenz authentisch wirkenden Klangs der Stimme in einem *remote* geführten Interaktionssetting äußerst begrenzt stattfinden kann, verschieben die beteiligten Akteur/innen den Fokus ihrer Handlungskoordination: Sie konzentrieren sich nicht auf das in der technischen Übertragung Fehlende und Verlorengelassene, sondern nutzen eine Kombination der auf den verschiedenen Ebenen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten kommunikativen Handelns. Durch diese multimodal eingebetteten kommunikativen Praktiken können sie eine gegenseitig aufeinander bezogene Abstimmung von Handlungen umsetzen, die ihnen ein Gerüst zur Koordinierung gesanglicher Praktiken bietet. Die gemeinsam koordinierte Selbstberührung zeigt, dass von den Akteur/innen zugleich auch andere Möglichkeiten der gegenseitigen Bezugnahme zu körperlich-leiblichen Wahrnehmungen kommunikativ hervorgebracht werden, wodurch ihnen eine geteilte Handlungsperspektive ermöglicht wird. So können sie auch über Distanz miteinander interagieren; sich nicht nur über Bildschirm und Lautsprecher wahrnehmen, sondern auch situativ aufeinander Bezug nehmen und ihre weiteren Handlungen ko-

ordinieren – auch wenn diese Interaktion nicht unmittelbar, sondern immer vermittelt stattfindet.

Die Verfolgung verschiedener analytischer Zugänge, die hier in einer Verknüpfung unterschiedlicher Datensorten, der Triangulation von Interview- und Videodaten, besteht, erlaubt sowohl eine detaillierte (feinsequenzielle) Analyse kommunikativer Handlungen als auch die Berücksichtigung der Perspektive der beteiligten Akteur/innen. Die hier – wenn auch nur ausschnittsweise – dargestellten Ausführungen stützen sich jedoch auf einen begrenzten Untersuchungsrahmen und erheben nicht den Anspruch allgemeiner Übertragbarkeit oder gar formaler Repräsentativität.

Die dargelegten Möglichkeiten der situativen Abstimmung von Handlungen in Online-Gesangsstunden geben nicht zuletzt auch Anlass, sich mit dem Revisionsbedarf von Begriffen wie *Interaktion*, *Situation* oder auch *Anwesenheit* zu beschäftigen. Vor dem Hintergrund des in den hier analysierten Interaktionsformen rekonstruierbaren Gelingens der kommunikativen Abstimmung von Handlungen können diese sich nicht (mehr) – wie es bei der populären Bestimmung der Begriffe durch Goffman der Fall ist – auf eine unmittelbare bzw. unvermittelte (*immediate*) physische Anwesenheit stützen (vgl. Goffman 1956, 8); auf ein Setting, in dem die Anwesenden sich in räumlicher Kopräsenz mit den »nackten Sinnen« wahrnehmen (vgl. Goffman 1964, 133ff.)¹³. Ein zeitgemäßer, das bedeutet auch die gegenwärtigen technischen Möglichkeiten und Fortschritte berücksichtigender Interaktionsbegriff, muss, sofern er dieser empirischen Gegebenheit gerecht werden will, vermehrt *über Distanz* realisierte Formen der Anwesenheit von Akteur/innen berücksichtigen, um so schließlich auch anschlussfähig für weitergehende Analysen zu sein.

Anmerkungen

- 1 Luhmann schließt zwar unter Interaktion alles ein, »was als anwesend behandelt werden kann« (Luhmann 1984, 560). Die für das Interaktionssystem relevante Anwesenheit ist allerdings nicht auf die bloße physische Präsenz von Individuen zu reduzieren; sie entsteht erst durch die wechselseitige Wahrnehmung der Beteiligten, wenn also »wahrgenommen wird, daß wahrgenommen wird« (ebd., 560).
- 2 Das für die Datenanalyse nach den Vorgaben des *Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem 2* (GAT 2) transkribierte Interview wurde zum Zweck der Publikation an die deutsche Rechtschreibung angepasst.
- 3 Situationsbeschreibung einer zum Zweck dieser Untersuchung videografierten Online-Korrepetition.
- 4 Dieser lässt sich etwa bei der Gesangstechnik des *Vibrato* nachvollziehen, der zu Zeiten des Barocks deutlich geringer ausgeprägt war, als es heute der Fall ist, da »erst durch das Aufkommen der großen Bühnen sowie der mit zahlreichen Musikern stark besetzten und damit lauten Orchestern eine größere Sängerleistung verlangt wurde [...], die ein extensiveres *Vibrato* bedingt« (Fischer 1998, 145).

- 5 In dem zum Teil auf Italienisch geführten Interview lautet es wörtlich: »Nessuna registrazione può sostituire la qualità di una voce sentita da vicino.«
- 6 Ferner würde die Vorstellung eines auf professionellen Aufnahmen gestützten Musikunterrichts nicht nur einen enormen technischen Aufwand in Vorbereitung, Durchführung und Nachbearbeitung dieses tontechnischen Artefakts bedeuten, sondern ein solcher Unterricht würde auch keine Interaktion mehr in dem hier verfolgten Sinne darstellen, wo die beteiligten Akteur/innen *unmittelbar* aufeinander Bezug nehmen und auf diese Weise die gesanglichen Praktiken in actu gemeinsam koordinieren können.
- 7 Bei John Dewey richtet sich *Qualität* auf die Gesamtheit des spezifischen Wesens einer Situation oder eines Gegenstandes, die nicht auf eine »mechanische Aufzählung isolierter Einzelpunkte« (Dewey 2003, 97) reduziert werden kann. Einer ähnlichen Auslegung folgt auch Merleau-Ponty, für den Qualitäten »nicht Bewußtseins-elemente, sondern Eigenschaften eines Gegenstandes« (Merleau-Ponty 1966, 22f.) sind, die »im Moment einer bestimmten räumlichen Konfiguration« (ebd., 23) kontextualisiert werden und ihr spezifisches Wesen entfalten, das Akteur/innen als *Empfindung* wahrnehmen.
- 8 Das Bildmaterial wurde zum Zweck der Publikation grafisch verfremdet. Aufgrund der Herausforderungen, die mit dem Versuch der *Pseudonymisierung* von videografischem Material (bei gleichzeitiger Wahrung der Analysierbarkeit kommunikativer Handlungen) verbunden sind, lassen sich in der hier präsentierten Abbildung nicht alle Details aus dem Originalvideo erkennen, welches Grundlage dieser Analyse ist. Im Interesse der beteiligten Personen wurde ihre potenzielle Identifizierbarkeit (durch Dritte) jedoch der Nachvollziehbarkeit visueller Details übergeordnet.
- 9 Transkript einer aufgezeichneten Online-Gesangsstunde. Das Bildmaterial wurde zum Zweck der Pseudonymisierung grafisch verfremdet. Transkription nach Basistranskript des *Gesprächs-analytischen Transkriptionssystems* (GAT 2).
- 10 In Erweiterung des Foucaultschen Dispositivbegriffs verfolgt Agamben eine deutlich breitere Auslegung: »Als Dispositiv bezeichne ich alles, was irgendwie dazu imstande ist, die Gesten, das Betragen, die Meinungen und die Reden der Lebewesen zu ergreifen, zu lenken, zu bestimmen, zu hemmen, zu formen, zu kontrollieren und zu sichern. Also [...] auch der Federhalter, die Schrift, die Literatur [...], die Computer, die Mobiltelefone und – warum nicht – die Sprache selbst, die das vielleicht älteste Dispositiv ist« (Agamben 2008, 26f.).
- 11 Aufgrund der zugleich körperlichen *und* leiblichen Dimension der Stimme ist es sinnvoll, sie stets als Instrument des *Leibkörpers* oder auch des *Körper-Leibs* (Zifras 2017, 37) zu adressieren.
- 12 Bei Merleau-Ponty ist *Zwischenleiblichkeit* Gelingensbedingung intersubjektiver Kommunikation. Indem der eigene *Leib* den anderen als strukturell gleich wahrnimmt, »findet in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen, eine vertraute Weise des Umgangs mit der Welt« (Merleau-Ponty 1966, 405) statt.
- 13 So Goffman (1964, 135) in der Definition der *sozialen Situation* als »an environment of mutual monitoring possibilities, anywhere within which an individual will find himself accessible to the naked senses of all others who are ›present‹, and similarly find them accessible to him«.

Literatur

- Agamben, Giorgio. 2008. *Was ist ein Dispositiv?* Zürich: Diaphanes.
- Barandun, Brigitta. 2018. *Wie Begeisterung sich zeigt. Eine empirische Studie zum Enthusiasmus der Lehrkraft im Instrumental- und Gesangsunterricht.* Münster: Waxmann.

- Benjamin, Walter. 1963. *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bezemer, Jeff und Gunther Kress. 2016. *Multimodality, Learning and Communication. A social semiotic frame*. London: Routledge.
- Böhme, Gernot. 2009. »Die Stimme im leiblichen Raum«. In *Stimm-Welten. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Perspektiven*, hrsg. v. Doris Kolesch, Vito Pinto und Jenny Schrödl, 23–32. Bielefeld: transcript.
- Bühler, Karl. 1926. »Die Krise der Psychologie«. *Kant-Studien* 31 (1–3): 455–526.
- Dewey, John. 1931. *Philosophy and Civilization*. New York: Minton, Balch & Company.
- Dewey, John. 2003. *Philosophie und Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dolar, Mladen. 2007. *His Master's Voice. Eine Theorie der Stimme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fischer, Emil. 1969. *Handbuch der Stimmbildung*. Tutzing: Hans Schneider.
- Fischer, Peter-Michael. 1998. *Die Stimme des Sängers. Analyse ihrer Funktion und Leistung – Geschichte und Methodik der Stimmbildung*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Flick, Uwe. 2004. *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gerhardt, Bert. 2004. Internet und Musikunterricht. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Augsburg: Wißner.
- Goffman, Erving. 1956. *The Presentation of Self in Everyday Life*. Edinburgh: University of Edinburgh Social Sciences Research Centre.
- Goffman, Erving. 1964. »The Neglected Situation«. *American Anthropologist* 66 (6): 133–136.
- Goffman, Erving. 1982. *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hartwig, Till. 2022 (im Erscheinen). »Der Klang des Alter(n)s. Intergenerationale Kommunikation über die Stimme in gesanglicher Praxis«. In *Kommunikation im Alter. Interdisziplinäre Zugänge zur intra- und intergenerationalen Kommunikation*, hrsg. v. Rafael Mollenhauer und Christian Meier zu Verl. Weilerswist: Velbrück.
- Hodges, Charles, Stephanie Moore, Barb Lockee, Torrey Trust und Aaron Bond. 2020. *The Difference Between Emergency Remote Teaching and Online Learning*. Zugriff 10.05.2022. <https://er.educause.edu/articles/2020/3/the-difference-between-emergency-remote-teaching-and-online-learning>.
- Kolesch, Doris. 2009. »Zwischenzonen«. In *Stimm-Welten. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Perspektiven*, hrsg. v. Doris Kolesch, Vito Pinto und Jenny Schrödl, 13–22. Bielefeld: transcript.
- Kolesch, Doris und Sybille Krämer, Hrsg. 2006. *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kraemer, Rudolf-Dieter. 2004. *Musikpädagogik – eine Einführung in das Studium*. Augsburg: Wißner.
- Krämer, Sybille. 2006. »Die ›Rehabilitierung der Stimme‹. Über die Oralität hinaus«. In *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, hrsg. v. Doris Kolesch und Sybille Krämer, 269–295. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kress, Gunther. 2010. *Multimodality. A social semiotic approach to contemporary communication*. London: Routledge.
- Luhmann, Niklas. 1984. *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mahlert, Ulrich. 2011. *Wege zum Musizieren. Methoden im Instrumental- und Vokalunterricht*. Mainz: Schott.
- Mari, Nanda. 1983/1975. *Canto e voce. Difetti causati da un errato studio del canto*. Milano: Ricordi.
- McLuhan, Marshall. 1974. »At the moment of Sputnik the planet became a global theater in which there are no spectators but only actors«. *Journal of Communication* 24 (1): 48–58.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1966. *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.

- Merleau-Ponty, Maurice. 1986. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Pfeiffer, Ludwig. 2006. »Operngesang und Medientheorie«. In *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, hrsg. v. Doris Kolesch und Sybille Krämer, 65–84. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Renn, Joachim. 2012. »Was ist rational am impliziten Wissen – zum theoretischen Status der praktischen Gewissheit zwischen Handlungs- und Gesellschaftstheorie«. In *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*, hrsg. v. Jens Loenhoff, 150–177. Weilerswist: Velbrück.
- Seidner, Wolfram und Jürgen Wendler. 1978. *Die Sängerstimme. Phoniatische Grundlagen der Gesangsbildung*. Wilhelmshaven: Heinrichshofen.
- Shannon, Claude E. 1948. »A Mathematical Theory of Communication«. *The Bell System Technical Journal* 27 (3/4): 379–423 und 623–656. <https://archive.org/details/bellssystemtechni27amerrich/page/378/mode/2up>.
- Shannon, Claude E. und Warren Weaver. 1964. *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana: The University of Illinois Press.
- Steiner, George. 2004. *Der Meister und seine Schüler*. München: Hanser.
- Strauss, Richard. 1944/1916. *Ariadne auf Naxos. Oper in einem Aufzuge*. London: Boosey & Hawkes.
- Sundberg, Johan. 1997. *Die Wissenschaft von der Singstimme*. Bonn: Orpheus.
- Tomasello, Michael, Malinda Carpenter, Josep Call, Tanya Behne und Henrike Moll. 2005. »Understanding and sharing intentions: The origins of cultural cognition«. *Behavioral and Brain Sciences* 28(5): 675–691. <https://doi.org/10.1017/S0140525X05000129>.
- Wagener, Ute. 2000. *Fühlen-Tasten-Begreifen. Berührung als Wahrnehmung und Kommunikation*. Oldenburg: BIS Verlag.
- Waldenfels, Bernhard. 2006. »Das Lautwerden der Stimme«. In *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, hrsg. v. Doris Kolesch und Sybille Krämer, 191–210. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wicke, Peter. 2011. »Zwischen Aufführungspraxis und Aufnahmepraxis. Musikproduktion als Interpretation«. In *Ereignis und Exegese. Musikalische Interpretation – Interpretation der Musik*, hrsg. v. Camilla Bork, Tobias Robert Klein, Burkhard Meischein, Andreas Meyer und Tobias Plebuch, 42–53. Schliengen: Edition Argus.
- Wittgenstein, Ludwig. 1977/1953. *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zirfas, Jörg. 2017. »Zur musikalischen Bildung des Körpers. Ein pädagogisch-anthropologischer Zugang«. In *Musik und Körper: Interdisziplinäre Dialoge zum körperlichen Erleben und Verstehen von Musik*, hrsg. v. Lars Oberhaus und Christoph Stange, 21–40. Bielefeld: transcript.

Der Autor

Till Hartwig, M. A., ist Kommunikationswissenschaftler, assoziierter Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) und Programmkoordinator am Mercator Research Center Ruhr (MERCUR) sowie Lehrbeauftragter an der Universität Duisburg-Essen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen qualitative Methoden der Sozialforschung, implizites Wissen und interkulturelle Kommunikation.

Kontakt: Till Hartwig, Hafkesdell 15a, 45219 Essen; E-Mail: till.s.hartwig@gmail.com

Arbeiten mit Behinderungen

Aushandlungen von Nähe und Distanz am Beispiel einer Werkstatt für behinderte Menschen während der Covid-19-Pandemie

Sarah Karim

Journal für Psychologie, 30(2), 90–110

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-90>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Die Abstands- und Hygieneregeln zur Eindämmung der Covid-19-Pandemie im Jahr 2020 führten für viele Menschen zu einem veränderten Arbeitsalltag – auch für Arbeitende mit Behinderungen. Behinderte Menschen gelten als besonders vulnerable Gruppe, die einen erhöhten Schutz vor der Ansteckung mit dem Corona-Virus benötigen; dies machen sowohl wissenschaftliche Studien als auch institutionelle Schutzprogramme deutlich. Der Beitrag beruht auf einer Ethnografie in einer Werkstatt für behinderte Menschen im September 2020. Mithilfe der Dispositivanalyse von Michel Foucault und Erving Goffmans Konzept der Territorien des Selbst werden die alltäglichen Aushandlungen von Nähe und Distanz analysiert. Die Forschungsergebnisse zu den pandemiebedingten Abstandsregeln zeigen auf, wie (schwer) sich eingeübte und verkörperte Alltagsroutinen verändern und es zu teilweise auch konfliktbeladenen Neuaushandlungen der Territorien des Selbst kommt.

Schlüsselwörter: Social Distancing, Territorien des Selbst, Behinderung, Covid-19, Ethnografie, Goffman, Foucault, Verhaltensregeln am Arbeitsplatz

Summary

Working with disabilities

Negotiations of closeness and distance in a sheltered workshop during the Covid-19 pandemic

The regulations on distance and hygiene to contain the corona pandemic in 2020 changed daily work practices for many people – including workers with disabilities. Disabled people are considered particularly vulnerable and in need of increased protection against Covid-19 infection; both scientific studies and institutional protection programs made this clear. The article is based on an ethnography in a sheltered workshop in September 2020. Using Michel

Foucault's dispositif analysis and Erving Goffman's concept of territories of the self, everyday negotiations of closeness and distance are analysed. The research results show how (difficult) it is for practiced and embodied everyday routines to change and how the territories of the self are being renegotiated, sometimes fraught with conflict.

Keywords: Social distancing, territories of the self, disability, Covid-19, ethnography, Goffman, Foucault, behaviour in working place

1 Einleitung

In der öffentlichen Diskussion über den Schutz der sogenannten Risikogruppen vor einer Covid-19-Infektion gelten neben alten und kranken auch behinderte Menschen als eine besonders vulnerable Gruppe. Körperliche Dispositionen behinderter Menschen, aber auch »psychosoziale und sozioökonomische Faktoren« (Seitzer et al. 2020, 51) wie die Abhängigkeit von sozialen Hilfen und das Leben in Einrichtungen verstärken das Risiko einer Infektion. Zusätzlich zur allgemeinen Vulnerabilität, also der grundsätzlichen Verletzbarkeit aller Menschen, stellt sich bei behinderten Menschen die Frage nach einer »>problematische[n] Vulnerabilität« [...], also [nach] Aspekte[n] gesellschaftlicher Dominanz- und Hierarchieverhältnisse« (Felder 2021, 159, Herv. i. O.), die sich insbesondere in institutionellen Wohn- und Arbeitseinrichtungen zeigen. Michael Zander (2021, 4) resümiert, dass Menschen, die in stationären Wohneinrichtungen leben, während der Pandemie einem erhöhten Infektionsrisiko ausgesetzt sind bzw. waren – besonders betroffen davon sind Menschen mit Lernschwierigkeiten, sogenannten geistigen Behinderungen (Habermann-Horstmeier 2020).

Für das Arbeitsleben gilt, dass sich die ohnehin auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt benachteiligte Lage behinderter Menschen zusätzlich verschärft hat, wie die Aktion Mensch (2021, 9) in Zusammenarbeit mit dem Handelsblatt Research Institute berichtet: Ihre Erwerbsquote, die bis 2019 stetig gestiegen ist, ist durch die Pandemie-Maßnahmen mittlerweile wieder auf das Niveau von 2016 gesunken. Viele behinderte Menschen, insbesondere Menschen mit Lernschwierigkeiten, arbeiten allerdings nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, sondern erleben ihren Arbeitsalltag in einer der fast 700 Werkstätten für behinderte Menschen (BAG WfbM 2022, Stand Juni 2021). Diese verfolgen sowohl eine pädagogische als auch eine wirtschaftliche Zielsetzung, das heißt, dass sie behinderte Menschen fördern und qualifizieren sollen, aber gleichzeitig wirtschaftlich sein müssen (Richter und Bendel 2017). Die behinderten Beschäftigten sind folglich als Rehabilitand:innen und nicht als reguläre Arbeitnehmer:innen beschäftigt (Theben 2020, o. S.). In Werkstätten findet sich also eine Statusunterscheidung zwischen Beschäftigten und dem Fachpersonal¹, wobei das Personal sowohl die Förderung

der Beschäftigten als auch die Erarbeitung des wirtschaftlichen Ertrages sicherstellen muss. Werkstattbeschäftigte sind somit besonderen hierarchisierten (Arbeits-)Regeln und Abläufen unterworfen, die ihren Arbeitsalltag und nicht zuletzt ihr Selbstbild bestimmen und beeinflussen (Karim 2021).

Um den in dieser ambivalenten Konstellation praktizierten sozialen Umgangsweisen unter Covid-19-Bedingungen nachzugehen, wird in diesem Artikel der Arbeitsalltag in einer Werkstatt für behinderte Menschen mithilfe ethnografischer² Methoden untersucht. Damit soll ein Beitrag zu der Frage geleistet werden, wie in der alltäglichen (Arbeits-)Praxis hierarchisierte Differenzierungsprozesse wirken und wie diese in körperlichen Praktiken zum Ausdruck kommen. Es wird gefragt, wie routinierte und verkörperte Praktiken mit den neuen Covid-19-Hygieneregeln konfrontiert werden und wie die Beteiligten mit diesen Irritationen umgehen. So soll eine doppelte Besonderheit untersucht werden, nämlich erstens das pandemiebedingte körperliche Handeln in einem zweitens ohnehin besonderen bzw. besonderten und hierarchisierten Arbeitsumfeld. Inwiefern sich in dieser doppelten Besonderheit neue Alltagsroutinen ausbilden, wie mit diesen umgegangen wird und ob sie Veränderungen in den bestehenden Beziehungen provozieren, ist Gegenstand dieses Artikels. Um diesen Fragen nachzugehen, ziehe ich die Dispositivanalyse, Erving Goffmans Territorien des Selbst und die Ethnografie heran.

2 Theoretisch-methodologische Einbettung und methodisches Vorgehen

Um den Arbeitsalltag und die Auswirkungen der Covid-19-Hygieneregeln auf die Arbeitspraxis in einem komplexen, ambivalenten und spannungsreichen empirischen Feld wie der Werkstatt für behinderte Menschen ethnografisch zu untersuchen, eignet sich eine dispositivanalytische Einordnung, um die Strukturierung des Feldes zu verstehen (2.1). Anschließend schlage ich vor, Goffmans (1974) Konzept der Territorien des Selbst als Heuristik für die Untersuchung der beobachteten verkörperten Praktiken heranzuziehen (2.2). In 2.3 erläutere ich das methodische Vorgehen.

2.1 Dispositive von (Erwerbs-)Arbeit, Behinderung und Covid-19

Dispositive als »entschieden heterogene Gesamtheit[en], bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen« (Foucault 2003, 392) und weiteren Elementen, sind strategisch auf die Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen gerichtet (Bührmann und Schneider 2012, 105f.). Zur dispositivanalytischen Untersuchung von

Dis/ability differenzieren Anne Waldschmidt et al. (2020, 160–163) drei Analyseachsen: Erstens untersucht *Making Dis/ability* Behinderung als strukturierten Sachverhalt, das heißt als Gegenstand von Diskursen, rechtlichen und politischen Regelungen, medizinischen und pädagogischen Maßnahmen sowie materiellen Rahmenbedingungen (ebd., 161). Zweitens versteht *Un/Doing Dis/ability* Behinderung als gesellschaftliche Praxis und jeweils situativ verhandelten Zusammenhang, in dem Kategorisierungen stattfinden und auf Zuschreibungen »geantwortet« wird. Drittens beschreibt das *Being Dis/able/d* (Nicht-)Behinderung als »eine subjektivierte wie auch subjektivierende Erfahrung und Identitätskonstruktion« (ebd., 163). Dispositive zeichnen sich auf Ebene der Praktiken und Subjektivitäten durch das Zusammenspiel disponierender und disponierter Praktiken aus (Link 2007), wodurch Subjekte adressiert und angerufen werden (Bröckling 2013). Gemäß Jürgen Links (2007, 220f.) Überlegungen gibt es in jedem Dispositiv neben den Adressat:innen der jeweiligen Problembearbeitung, also den disponierten Subjekten, auch disponierende Subjekte, die Verfügungsmacht ausüben. Dieses hierarchisierte Verhältnis ist für diesen Artikel von besonderer Relevanz, da sie verkörperte Begegnungen (vor-)strukturiert.

Das Untersuchungsfeld »Arbeitsalltag in einer Werkstatt für behinderte Menschen unter Pandemiebedingungen« ist durch die Verschränkung von mindestens drei Dispositiven gekennzeichnet: Erstens ist das Dispositiv der (Erwerbs-)Arbeit zentral für gegenwärtige Gesellschaften, denn es gewährleistet die Existenzsicherung, bestimmt den gesellschaftlichen Status und wird als Modus der Selbstverwirklichung verstanden (Kronauer 2010). Die konkreten Arbeitspraktiken benötigen disponierende Subjektivitäten in Form von Vorgesetzten und disponierte Subjektivitäten in Form von Arbeitenden, um ausgeführt zu werden.

Zweitens stellt das Dispositiv der Behinderung (Waldschmidt 2011; Waldschmidt et al. 2020) unter anderem sozialrechtliche und medizinische Kategorisierungen von Behinderung her und differenziert im Alltag zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen anhand ihrer angenommenen Leistungs- und Funktionsfähigkeiten. Auf der subjektiven Ebene führt es dazu, dass Menschen sich selbst als behindert (oder nicht-behindert) verstehen (Waldschmidt 2011, 96–100); disponiert werden sie unter anderem durch ärztliches, therapeutisches und pädagogisches Fachpersonal sowie Mitarbeitende von (Sozial-)Ämtern.

Drittens gibt es ein sehr neues, noch nicht vollständig ausbuchstabiertes Covid-19-Dispositiv. Dieses ist mit Alltagsregeln und Verhaltensaufforderungen verbunden, die in Gesetzen und Handreichungen ausformuliert sind. Das Befolgen der Regeln ist allerdings nicht allgemein akzeptiert und zeigt immer wieder Konfliktpotenziale auf (Bayramoğlu und do Mar Castro Varela 2021, 157–180). Historisch geht es auf Maßnahmen zur Seucheneindämmung zurück und nutzt Praktiken der Überwachung, Segregation und Bürokratisierung (Foucault 1976, 251–253).

Im Alltag können sich durch die unterschiedlichen Ausrichtungen der Dispositive Konflikte entwickeln: Das (Erwerbs-)Arbeitsdispositiv ist auf Effizienz und die Vollbringung der Arbeitsleistung ausgerichtet, während das Dispositiv der Behinderung vornehmlich auf Besonderung, Rehabilitation und Förderung zielt. Die Werkstatt für behinderte Menschen zeigt exemplarisch die ambivalente Verknüpfung dieser beiden Dispositive (Karim 2021). Das pandemische Dispositiv wiederum ist auf die Eindämmung der Infektionen gerichtet und forciert soziale Distanzierung, die auf Ebene der Arbeitspraxis sowohl mit den Anforderungen des Arbeitsdispositivs als auch des Behinderungsdispositivs kollidieren kann. Da es in diesem Artikel um die Praxisebene (*Doing Disability*) geht, bietet es sich an, diese Kollisionen mit Goffmans (1974) Konzept der »Territorien des Selbst« zu untersuchen, welches verhilft Aushandlungen von Nähe und Distanz in alltäglichen und verkörperten Interaktionen zu verstehen und zu ordnen.

2.2 Territorien des Selbst und *Physical Distancing*

Die durch die Covid-19-Regeln induzierte Disruption eingeübter und routinierter sozialer Praxis stellt ein Krisenexperiment (Garfinkel 2020 [1967]) dar, das dazu verhelfen kann, allgemeine Implikationen des Feldes durch seine Irritierung sichtbar zu machen. Um zu zeigen, wie üblicherweise Nähe und Distanz zwischen Individuen in alltäglichen Interaktionen verhandelt werden, hat Goffman (1974) das Konzept der »Territorien des Selbst« in die soziologische Diskussion eingeführt. Gegenstand seiner Überlegungen sind die »Grundregeln und Verhaltensregulierungen [...] bei Personen, die zusammentreffen, und Orten und Situationen, die Schauplatz solcher Kontakte von Angesicht zu Angesicht sind« (Goffman 1974, 14).

Um soziale Interaktionen zu managen, wenden Individuen die aufeinander bezogenen Techniken »Externalisation«, also Gesten, die Anderen Bewegungsintentionen anzeigen, und »Abtastung«, also Praktiken der Überprüfung von Bewegungsintentionen, an (ebd., 32–34). Sie vermeiden damit nicht nur regelrechte Kollisionen mit Anderen, sondern verhandeln territoriale Ansprüche, die näher oder weiter am Körper ansetzen. Insgesamt beschreibt Goffman (ebd., 56–71) acht dieser »Territorien des Selbst«, die ich abweichend von Goffmans Reihenfolge abhängig von ihrer körperlichen Nähe darstellen möchte: Erstens ist die *Hülle* »die Haut, die den Körper schützt, und [...] die Kleider, die die Haut bedecken« (ebd., 67) das am nächsten am Körper ansetzende Territorium. Zweitens der *persönliche Raum*, »der ein Individuum umgibt und dessen Betreten seitens eines anderen vom Individuum als Übergriff empfunden wird« (ebd., 56). Dieser subjektiv unterschiedlich erhobene Anspruch variiert mit dem situativ zur Verfügung stehenden Raum; in einem vollen Aufzug wird beispielsweise eine größere körperliche Nähe toleriert als in einem leeren (Hirschauer 1999, 230). Drittens

ist eine *Box* ein sichtbar und materiell »begrenzte[r] Raum, auf den Individuen temporären Anspruch erheben können« (Goffman 1974, 59), wie ein Tisch im Restaurant oder ein Platz im Zug. Viertens wird der *Benutzungsraum* (ebd., 62f.) für Tätigkeiten in Anspruch genommen, zum Beispiel das Sichtfeld beim Fotografieren einer Menschengruppe. *Reihenpositionen* (ebd., 63) sind fünftens Reihenfolgen, in welchen Personen Anspruch auf ein »bestimmtes Gut« (ebd.) erheben können. Sechstens werden mit *Besitzterritorien* Gegenstände bezeichnet, die zu einer Person gehören und nicht ohne Erlaubnis von Anderen in Anspruch genommen werden können, zum Beispiel ein Feuerzeug auf einem Cafétisch (ebd., 67). Siebtens meint das *Informationsreservat* eine »Reihe von Fakten über es selbst, bezüglich derer ein Individuum in Anwesenheit anderer den Zugang zu kontrollieren beansprucht« (ebd., 68), insbesondere persönliche Informationen oder auch verkörperte Merkmale. Achters ist das *Gesprächsreservat* »das Recht eines Individuums, ein gewisses Maß an Kontrolle darüber auszuüben, wer es wann zu einem Gespräch auffordern kann« (ebd., 69).

Goffman (1974, 75) zufolge können die Territorien des Selbst auf vielfältige Weise verletzt werden, zum Beispiel durch unangemessenes körperliches Nähern, unerlaubte Berührungen mit den Händen oder anderen Körperteilen und durch Anstarren. Auch »Exkrememente« (ebd., 77) – verschiedene Formen körperlicher Ausscheidungen (zum Beispiel Speichel, Urin, Blut, Gerüche, Körperwärme) – können die Territorien des Selbst verunreinigen.

Die Möglichkeiten, über die unterschiedlichen Territorien Anspruch zu erheben, sind allerdings nicht für alle Menschen gleich, sondern können »je nach Macht und Rang der Individuen höchst verschieden sein« (ebd., 69f.). Wie viel Raum eine Person einnehmen kann und wessen Privatsphäre als schützenswert erscheint, hat mit dem sozialen Status der jeweiligen Person zu tun; je höher dieser ist, »desto größer ist der Umfang der Territorien des Selbst« (ebd., 70).

Behinderte Menschen sind durch ihre bereits erwähnte »problematische Vulnerabilität« (Felder 2021, 159) häufig von Verletzungen ihrer Territorien des Selbst betroffen. Sie berichten zum Beispiel von ungewolltem Anfassen (Maskos 2018, 58), also der Verletzung der Hülle, Anstarren als Verletzung des Informationsreservats (Garland-Thomson 2002) oder bevormundender und missverstehender Behandlung in Gesprächen als Verletzung des Gesprächsreservats (Schuppener 2009, 51f.)³. Auch die Angewiesenheit auf institutionelle Wohn- und Arbeitsformen hat Auswirkungen auf die Territorien des Selbst, da diese vom Gesprächsreservat bis hin zur Hülle potenziell stärker durch Fachpersonal verletzbar sind. Disponiertheit bedeutet letztlich, dass viele behinderte Menschen nicht souverän über ihre Territorien des Selbst verfügen können, sondern Dritte dies übernehmen.

Mischa Gallati (2012) bezeichnet die Territorien des Selbst behinderter Menschen aus diesem Grund als prekär und untersucht Praktiken der Vormundschaft in den

1940er/50er Jahren in Bern. Anhand eines Fallbeispiels zeigt er, wie über den Körper einer unter Vormundschaft stehenden jungen behinderten Frau bestimmt wurde, indem die Behörden sie zu einem Schwangerschaftsabbruch mit anschließender Sterilisation zwangen, die mit ihrem Tod endeten. Gallati zeigt eindrücklich, dass die junge Frau und weitere Betroffene zwar versuchen, sich gegen die Verletzungen ihres Informations- und Gesprächsreservats sowie ihrer körperlichen Unversehrtheit zu wehren, dies aber aufgrund der strukturellen behördlichen »Verfügungs-Macht« (Link 2007, 220) nicht gelingt.

Behinderte Menschen sind also nicht nur schutzbedürftig im Sinne der gesundheitlichen Vulnerabilität, sondern können durch Einrichtungen, die eigentlich ihren Schutz gewährleisten sollen, gefährdet sein (Mech und Görtler 2020; Felder 2021, 154). Die durch die Covid-19-Regeln bedingte soziale Distanzierung könnte also einerseits dazu führen, dass ungewolltes Anfassen und andere Grenzverletzungen im Gegensatz zu vor der Pandemie stärker unterbunden werden. Andererseits könnte sie auch zu ungewollten Kontakteinschränkungen und einer Ohnmacht gegenüber institutioneller Willkür führen, die physische Grenzüberschreitungen begünstigen.

Durch die pandemiebedingten Veränderungen verkörperter Verhaltensweisen in Form des *Social Distancing* – das eigentlich als *Physical Distancing* bezeichnet werden muss, da es sich nicht um eine soziale, sondern eine körperliche Distanzierung handelt (Klein und Liebsch 2020, 57) – wurden die Territorien des Selbst neu vermessen (Hirschauer 2020, 218) und ersetzt die übliche routinierte und gewohnte situative Anpassung von Nähe und Distanz durch einen normierten Mindestabstand von anderthalb Metern (Alkemeyer und Bröskamp 2020, 70).

Die Umsetzung einer »neuen Normalität« mit und nach Covid-19 schwankt zwischen der »Beharrungskraft eingeschliffener Routinen« (Alkemeyer und Bröskamp 2020, 69) in Form »muskulärer Erinnerungen« (ebd.), die in »zahlreichen Schnit-zer[n] des Alltags« (ebd.) und dem überraschend schnellen Ablegen alter und der Entwicklung neuer Körper Routinen offenbar werden (ebd., 70). Auch die Verletzung des persönlichen Nahraums durch »Exkremete« (Goffman 1974, 77) erhält in der Coronazeit eine zusätzliche Bedeutung, da der Atem Anderer aufgrund möglicher Virenbelastung nicht nur als unangenehm, sondern als potenziell gefährlich empfunden wird (Bayramoğlu und do Mar Castro Varela 2021, 67–68).

Diese Neuverhandlungen körperlicher Nähe in Alltagsinteraktionen in der Pandemie zeigen, dass Körperpraktiken eben nicht ausschließlich durch Routinen gekennzeichnet sind, sondern auch durch Flexibilität und Veränderungspotenzial. Goffmans Territorien des Selbst eignen sich, um diese Verhandlungen von Nähe und Distanz und die damit verbundenen Anspruchsverhältnisse (Goffman 1974, 69f.) zu untersuchen. Die prekären Territorien des Selbst (Gallati 2012) behinderter Menschen lassen deren Disponiertheit unter herrschenden Regeln deutlich werden, die vor allem in In-

stitutionen mit Hierarchien und Macht (Felder 2021, 157) verbunden sind. Ob das pandemiebedingte *Physical Distancing* die Territorien des Selbst behinderter Menschen schützen kann oder ob verstärkte Verletzlichkeiten evoziert werden, soll im Folgenden die Ethnografie zeigen.

2.3 Ethnografie in einer Werkstatt für behinderte Menschen

Ethnografie, die »analytische Beschreibung fremder (oder eigener) sozialer Praktiken« (Breidenstein et al. 2013, 7), nimmt soziale Praktiken als »öffentliche, an bestimmte Umstände, Orte, Kontexte und materielle Rahmungen gebundene Vollzüge« (Schmidt 2013, 95) zum Ausgangspunkt (körper-)soziologischer Analyse. Praktiken vollziehen »sich immer auch als beobachtbare, sinnhafte, gekonnte Körperbewegungen« (ebd., 99). Teilnehmende sozialer Praxis beziehen sich reziprok aufeinander und zeigen über Zeichen, Gesten und Kommentare, »was sie wahrnehmen und insbesondere, *als was* sie ihr jeweiliges Gegenüber wahrnehmen« (ebd., 100, Herv. i. O.). Um Differenzkategorien wie (Nicht-)Behinderung nicht zu reifizieren, ist es notwendig, das »Gewordensein und Werden von ›Differenz‹« (Rabenstein et al. 2020, 192) zu vergegenwärtigen. Aushandlungen über Nähe und Distanz in Untersuchungsfeldern mit ausgeprägten Differenzen und Hierarchisierungen – wie eine Werkstatt für behinderte Menschen – verstehe ich immer auch als Aushandlung über die eigene und fremde Subjektivität (oder dispositivanalytisch gesprochen: über disponierte und disponierende Subjektivitäten).

In unserem laufenden Forschungsprojekt wurden Feldbeobachtungen in jeweils einer Werkstatt für behinderte Menschen und einem Inklusionsbetrieb mit insgesamt sechs Fokuspersonen, deren Arbeitspraktiken im Zentrum der teilnehmenden Beobachtungen standen und die die Rolle der Gastgeber:innen einnahmen, pandemiebedingt nur in den Sommermonaten 2020 (drei Fokuspersonen) und 2021 (drei Fokuspersonen) durchgeführt. Für diesen Artikel nutze ich die im Anschluss an die Feldbesuche erstellten Beobachtungsprotokolle (Breidenstein et al. 2013, 94–107) aus dem Sommer 2020, da diese die durch die Covid-19-Regeln induzierten (Neu-)Aushandlungen über Nähe und Distanz besonders eindrücklich zeigen. Im Jahr 2021 spielte dagegen die Kontaktnachverfolgung sowie die Kontrolle von Impf- und Testzertifikaten eine größere Rolle und sollte an anderer Stelle Gegenstand einer vertieften Analyse sein.

Ich habe drei Beschäftigte für jeweils drei Arbeitstage in einer kleineren Kunstwerkstatt mit circa 30 bis 40 Beschäftigten begleitet, die sich in Trägerschaft einer Werkstatt für behinderte Menschen und räumlich in der Innenstadt einer deutschen Großstadt befindet. Zwei Fokuspersonen sind im kreativen Bereich tätig, ein junger Mann arbeitet im Café der Einrichtung; die Arbeitsbereiche befinden sich alle unter einem Dach in

unmittelbarer räumlicher Nähe zu anderen kulturellen städtischen Einrichtungen. Formell wird das Arbeiten unter Werkstattbedingungen organisiert, allerdings zeigte sich praktisch, dass in einer kleineren Betriebsstätte flexiblere Tages- und Arbeitsstrukturen eingesetzt werden als in den üblichen Großeinrichtungen. Diese Einrichtung wurde neben Gründen der Pragmatik und des Feldzugangs ausgewählt, um vergleichend an die Arbeit von Karim (2021) anzuknüpfen, die typischere Formen der Werkstattarbeit untersucht. Da in dem noch laufenden Projekt nicht die pandemische Situation im Vordergrund steht, handelt es sich hier um eine Sonderauswertung, die als Nebenprodukt der eigentlichen Forschung anzusehen ist. Die Protokollauszüge spiegeln somit nur einen kleinen Ausschnitt der beobachteten (Arbeits-)Praktiken wider.

Wie in der Ethnografie üblich (Breidenstein et al. 2013, 94–107), wurden anhand von Feldnotizen Gedächtnisprotokolle erstellt, die anschließend mehreren Überarbeitungsschleifen unterzogen wurden, um Detailierung, Vertiefung und Explikation des Beobachteten zu erreichen. Ich nutze situativ anonymisierte Bezeichnungen der jeweils handelnden Personen (Fokusperson, Beschäftigte 1 usw.) und die Bezeichnung »die Ethnografin«, um eine Distanzierung (ebd., 109) von dem von mir selbst erhobenen Material zu erreichen. Die Protokolle wurden mittels einer »analytischen Auswertungsstrategie« (Thomas 2019, 116) bearbeitet, die der rekonstruktiven qualitativen Forschung entspricht und Daten durch sequenzierende, kodierende und vergleichende Techniken bearbeitet (vgl. ebd.). Das heißt, dass weniger die einzelnen Fälle oder der chronologische Ablauf der Beobachtungstage im Vordergrund stehen, wie es bei dichten Beschreibungen (Geertz 1983) üblich ist, sondern durch die Sequenzierung und Kodierung bzw. Verschlagwortung entstehen vergleichbare Analysesequenzen, die einzelne Fragestellungen im Fokus haben. Im Folgenden werden diese vergleichbaren Sequenzen herangezogen, um Aushandlungen von Nähe und Distanz zu analysieren.

3 Aushandlungen von Nähe und Distanz am Beispiel einer Werkstatt für behinderte Menschen

Um die ethnografischen Beobachtungen in ihrem institutionellen und diskursiven Kontext zu verstehen, lohnt es sich zunächst den Blick auf die allgemeine Situation in Werkstätten für behinderte Menschen unter Pandemiebedingungen zu werfen: Nach den im Frühjahr 2020 erlassenen Betretungsverboten (Habermann-Horstmeier 2020, 4) entwickelten ab Frühsommer 2020 die jeweiligen Betriebsstätten mithilfe einer Handreichung der Bundesarbeitsgemeinschaft für Werkstätten für behinderte Menschen (BAG WfbM 2020, Stand Juli 2020) Hygienekonzepte, um sicheres Arbeiten zu ermöglichen. Dabei wurde der »erhöhte[n] Fürsorge- und Aufsichtspflicht« (ebd.) der Werkstatt gegenüber den Beschäftigten Rechnung getragen und die erhöhte Vulnera-

bilität der Personengruppe und deren Schutzbedürftigkeit betont. Das Fachpersonal sollte die Beschäftigten bei der Einhaltung der Hygienemaßnahmen unterstützen und ihnen Informationen bereitstellen (ebd., 3f.). Außerdem wurde zwischen Beschäftigten, »die nicht zu den Risikopersonen gehören und in der Lage sind, die notwendigen Hygienemaßnahmen richtig umzusetzen« (ebd., 3), und Risikopersonen unterschieden. Der gelungene Infektionsschutz hänge demzufolge auch von individuellen Kompetenzen der Beschäftigten ab.

Es ist davon auszugehen, dass der Alltag von Werkstattbeschäftigten durch die Covid-19-Maßnahmen eine verstärkte Regulierung erfahren hat. Die untersuchte Werkstatt bemühte sich die Hygieneregeln konsequent umzusetzen, indem neben Mahnungen zum *Physical Distancing* die Instrumente Kontaktnachverfolgung, Schutzmasken, Plexiglasstellwände und Bodenmarkierungen, die eine »sichere« Konversation auf Abstand anregen sollen, angewandt wurden. Die bei Goffman (1974) intuitiv verhandelten Abstandsregeln des persönlichen Raums werden so in Form von »Boxen« (ebd., 59) manifestiert. Im Folgenden werden die unterschiedlichen Strategien der Beschäftigten und des Fachpersonals, mit den neuen Regeln umzugehen, mithilfe der ethnografischen Feldbeobachtungen erörtert.

3.1 Selbstständiges Aushandeln von Nähe und Distanz zwischen den Beschäftigten

Zu Beginn werde ich eine Situation heranziehen, in der die Beschäftigten selbstständig, wenngleich unterschiedlich gewissenhaft, auf das Einhalten der Abstände achten und – anders als in der Handreichung der BAG WfbM (2020) suggeriert wird – nicht auf die Anleitung durch das Fachpersonal angewiesen sind.⁴

»Einige Beschäftigte der Café-Arbeitsgruppe, unter anderem die Fokusperson, sind vormittags damit beschäftigt, Gemüse für das Mittagessen zu schälen. Sie sitzen im Untergeschoss der Betriebsstätte, wo sie in ihrem jeweiligen Tempo und ungestört von möglicher Kundschaft arbeiten können. Beschäftigter 1 kommt mit einem Sparschäler und Karotten dazu. Er fragt, ob noch Platz sei. Beschäftigte 2 bedeutet ihm, zwischen sich und der Fokusperson Platz zu nehmen, aber die Fokusperson weist auf die fehlenden Abstände hin, der Beschäftigte 1 solle lieber einen anderen Platz nehmen. Dieser setzt sich mit etwas Abstand an einen anderen Platz« (Beobachtungsprotokoll 30.9.2020).

Die alltäglichen Abläufe werden hier nur kurz durch die Problematik des Abstandhaltens unterbrochen, denn die drei Beschäftigten stimmen ihre Platzierungen recht schnell untereinander ab. Die Zuweisung eines Platzes durch den Beschäftigten 2, der nicht

genügend Abstand zugelassen hätte, wird durch die Fokusperson korrigiert. Daraufhin folgen die Beschäftigten mit Goffman formuliert einer »Reihenposition« (Goffman 1974, 63), in welcher der neu hinzukommenden Person die Aufgabe zukommt, sich um das Einhalten der nötigen Distanz zu kümmern. Die durch das Covid-19-Dispositiv induzierte Abstandspflicht kollidiert nicht nennenswert mit den situativen Arbeitsanforderungen der Beschäftigten. Durch das abgeklärte Aushandeln der körperlichen Positionierungen im Raum zeigen diese Beschäftigten an, dass sie sich nicht nur bereits an die »neue Normalität« gewöhnt haben, sondern diese aktiv und professionell als Arbeitende herstellen und auch ohne Anleitung des Fachpersonals aufrechterhalten (können).

3.2 (Versuchte) Regulierungen von Näheverhältnissen durch das Fachpersonal

Dennoch versucht das Fachpersonal, wenn notwendig in das Geschehen einzugreifen und die Näheverhältnisse der Beschäftigten zu regulieren. Das folgende Beispiel zeigt, dass dies nicht immer so reibungslos funktioniert wie in dem Beispiel zuvor und Rollenkonflikte entstehen können:

»Die Fachkraft spricht mit der Beschäftigten 1, die im Kreativbereich beschäftigt ist und ein bisschen weinen muss, da ein Familienmitglied ins Krankenhaus gekommen ist und operiert werden musste. Das erregt die Aufmerksamkeit ihrer Kolleg:innen: Die Beschäftigte 2 steht von ihrem Platz auf und kommt dazu. Die Fachkraft sagt: »Geh doch mal mit der [Beschäftigten 1] raus und vielleicht in die Kirche, die ist gerade so traurig, weil ihr [Familienmitglied] im Krankenhaus ist.« Die Beschäftigte 2 will die Beschäftigte 1 an der Schulter streicheln, um diese zu trösten, als die Fachkraft intervenierend sagt, dass das nicht gehe, erst solle sie ihre Hände desinfizieren. Die Beschäftigte 2 beschwert sich: »Ich habe die eben desinfiziert, als ich hochgekommen bin!« Die Fachkraft entschuldigt sich und sagt murrend, sie selbst müsse mal ihre Hände waschen. Sie geht hinter die Stellwand ans Waschbecken und wäscht ihre Hände. Nun umarmt die Beschäftigte 2 die Beschäftigte 1 und sagt: »Jetzt gehen wir erst mal in die Kirche. Erst mal eine Kerze anzünden, das ist besser.« Die Beschäftigte 1 sucht ihre Sachen zusammen und sie verlassen gemeinsam den Raum« (Beobachtungsprotokoll 17.9.2020).

Die Fachkraft gerät in einen Aufgabenkonflikt: Einerseits will sie in dieser Situation der Beschäftigten 1 Trost spenden und die Beschäftigten zur gegenseitigen Unterstützung ermutigen. Sie agiert in ihrer pädagogisch-fürsorgenden Funktion. Als die Beschäftigte 2 sich der Beschäftigten 1 jedoch körperlich nähert und damit droht, bis zu deren

»Hülle« (Goffman 1974, 67) vorzudringen, scheint die Fachkraft sich daran zu erinnern, dass es ihre Aufgabe ist, die Beschäftigten auf die Hygieneregeln hinzuweisen. Durch das plötzliche Anweisen gerät sie in die Rolle der Vorgesetzten, was ihr jedoch nur bedingt gelingt, da die Beschäftigte auf ihre selbstständige Einhaltung der Hygieneregeln verweist. Die Fachkraft nimmt diese missglückte Intervention zum Anlass zu reflektieren, dass sie sich offensichtlich selbst nicht ausreichend an die neuen Regeln gehalten hat. Denkbar ist auch, dass sie in einer Vorbildfunktion den Beschäftigten den angemessenen Umgang mit den Regeln zeigen wollte. Auch in diesem Fall wäre ihre Absicht gescheitert, denn anstatt Abstand zu nehmen, umarmen sich die Beschäftigten sogar und verringern so den körperlichen Abstand stark.

Im Konflikt stehen hier Praktiken der Fürsorge, die das Dispositiv der Behinderung prägen und in diesem Fall über körperliche Berührungen ausgedrückt werden, und Praktiken des Infektionsschutzes, die eben diese Berührungen verhindern sollen. Für die Beschäftigte 1 scheint das Berühren ihrer Hülle durch die Beschäftigte 2 in diesem Fall keine Verletzung ihres Territoriums des Selbst zu sein, sondern wird von dieser als Zeichen der Zuwendung durchaus gewünscht und durch die Hygieneauflagen gestört. Die Fachkraft unterstützt die Logik der Fürsorge und entfernt sich aus der Situation. Die Beschäftigten nutzen dies, um das *Physical Distancing* zu umgehen und sich zu umarmen. Das Dispositiv der Arbeit scheint hier nur durch das räumliche Setting auf und gerät durch die Intimität der Situation in den Hintergrund, denn anstatt die Beschäftigten dazu aufzurufen, weiterzuarbeiten, wird ihre gegenseitige Fürsorge gestärkt. Deutlich wird, dass Arbeitsbeziehungen nicht verkürzt als solche zu verstehen sind, sondern soziale Nahbeziehungen darstellen, die das Einhalten von *Physical Distancing* erschweren können. In diesem Fall priorisieren die Beschäftigten die Beziehungslogik gegenüber den Pandemieregeln – auch nach der (versuchten) Intervention der Fachkraft.

Ein weiteres Beispiel zeigt, wie Fachkräfte versuchen, die Abstandsregeln durchzusetzen:

»Die Fokuspersion sitzt mit der Ethnologin an ihrem Arbeitsplatz im Kreativbereich der Werkstatt, daneben sitzt ihre Kollegin und die Praktikantin. Ein weiterer Beschäftigter kommt, um die Fokuspersion etwas zu fragen, er hält einen Reiseführer in der Hand und trägt einen Mundschutz. Die Fokuspersion sieht ihn näherkommen und hält ihm die flache Hand wie ein Stoppsignal entgegen und sagt: »[Name Beschäftigter], jetzt nicht!« Er dreht sich um und geht wieder. Dann kommt er nochmal zurück, geht hinter der Fokuspersion vorbei und greift an der Ethnologin, die sich noch schnell zur Seite neigt, vorbei ins Regal, um ein Buch herauszuholen. Die Praktikantin sieht das und ermahnt ihn, dass er die Abstände einhalten solle. Sie sagt: »Du musst der Frau dann sagen, dass sie zur Seite gehen soll.« Er erwidert, dass er nur ein Buch holen wollte« (Beobachtungsprotokoll 23.9.2020).

Die Fokusperson versucht mittels Externalisation die drohende Verletzung ihres »Gesprächsreservats« (Goffman 1974, 56) zu unterbinden (»jetzt nicht!«). Anschließend verletzt der Beschäftigte den »persönlichen Raum« (ebd., 69) der Ethnografin, die zwar ausweicht, aber keine explizit abwehrende Reaktion zeigt. Die Praktikantin rügt den Beschäftigten und fordert ihn auf, in Zukunft seine Absichten zu externalisieren; sie versucht als weisungsberechtigt aufzutreten. Aus Sicht des Beschäftigten hat seine gestische Externalisation eigentlich funktioniert, da die Ethnografin ausweicht, also seine Bewegungsintention durch Abtastung erkannt hat. Der Hinweis, dass diese Intention auch verbal angezeigt werden müsse, scheint ihn zu kränken, denn er rechtfertigt sich für sein Verhalten.

Hier wird die Verkomplizierung von eigentlich routinierten Praktiken der Nähe- und Distanzaushandlungen durch die neuen Abstandsregeln deutlich. Die Fokusperson konnte sich durch die Intervention vor einem Übergriff auf ihr Gesprächsreservat schützen und auch die Ethnografin hätte unter normalen Umständen durch das Ausweichen ihren persönlichen Raum gewahrt. Allerdings zeigt die Intervention der Praktikantin an, dass diese »normale« Interaktion unter Covid-19-Bedingungen als nicht mehr ausreichend gelten kann, und rügt den Beschäftigten für sein Verhalten. Die Erklärung des Beschäftigten über seine eigentliche Intention kann wiederum als Zurückweisen einer impliziten Kritik, andere zu gefährden, verstanden werden. Die Kränkung deutet auf eine Verletzung seines »Informationsreservats« (ebd., 68) hin, denn ihm wird – aus seiner Sicht ungerechtfertigt – Unachtsamkeit unterstellt. Die Verkomplizierung alltäglicher, verkörperter Bewegungspraktiken hat Effekte, die nicht ausschließlich die Interaktionen zwischen zwei oder mehreren Personen betreffen und diese verlangsamen oder potenziell konfliktreich gestalten, sondern auch soziale Positionierungen bedingen. Die Praktikantin versucht sich durch den ermahnenden Ton als Fachkraft zu gerieren und nutzt die Covid-19-Regeln, um eine Hierarchie zwischen bewusster, anweisender Pädagogin und gerügtem Werkstattbeschäftigtem aufzubauen. Die unterschiedlichen disponierenden Praktiken – Hinweisen auf Abstände, Hinweisen auf den richtigen Umgang mit Gästen – werden von der Praktikantin durch das Rügen vereint. Der Beschäftigte wiederum versucht durch seine Erklärung, die Positionierung als »Leichtsinnige[r]« (Hirschauer 2020, 222) zu umgehen.

3.3 Konflikte um Nähe und Distanz

Die versuchten Regulierungen des Fachpersonals, aber auch die Verletzungen der Abstandsregeln können Konflikte auslösen, wie das folgende Beispiel aus dem Kunstbereich zeigt:

»Die Fokusperson und die Ethnografin sitzen an deren Platz im Erdgeschoss, als der Beschäftigte 1, ein Freund der Fokusperson, dazukommt. Er ist aufgebracht und sagt, die Beschäftigte 2, der er im oberen Stockwerk gegenüber sitzt, habe ihn dazu ermahnt, mehr Abstand zu halten. Diese und die derzeit beschäftigte Praktikantin haben ihn gemeinsam ermahnt, aber, so sagt er, mehr Abstand, als sich durch den Tisch bereits ergebe, könne er schließlich nicht halten. Die Fokusperson empört sich über das Berichtete und sagt: >Komm, wir gehen jetzt raus, damit du dich beruhigst. Die [Name der Beschäftigten 2] redet doch immer und die Praktikantin [kurze Pause] ist eine Praktikantin. Die geht auch wieder<« (Beobachtungsprotokoll 23.9.2020).

Das Aushandeln der Abstände wird in der geschilderten Situation zu einem Konflikt zwischen zwei Beschäftigten, in welchem sich eine Praktikantin offensichtlich auf die Seite einer der Beschäftigten stellt. Die Beschäftigte 2 macht gegenüber dem Beschäftigten 1 ihren »persönlichen Raum« (Goffman 1974, 56) geltend. Dieser verweist darauf, dass durch die Arbeitstische festgelegte »Boxen« (ebd., 59) existieren, die genügend Abstände bieten. Er ist aufgebracht, da an ihn eine Verhaltensaufforderung gestellt wird, die er aufgrund der räumlich-materiellen Bedingungen nicht erfüllen kann.

Die Fokusperson, bei der der Beschäftigte Rat sucht, bewertet die Situation anhand der Integrität der Beteiligten: Die Empörung des Beschäftigten 1 hält sie für legitim. Die Beschäftigte 2 wiederum »redet doch immer«, das heißt, ihre Forderungen sind als ungerechtfertigte Ansprüche bereits bekannt. Somit wird ihrem Wunsch auf Achtung des persönlichen Raums nicht entsprochen. Der abermalige disponierende Versuch der Praktikantin, als Vorgesetzte aufzutreten, wird als vernachlässigbar charakterisiert, da sie qua Rolle keinen permanenten Platz im sozialen Gefüge einnehmen wird.

Hinweise auf Verletzungen des persönlichen Raums, die in diesem Fall durch die Beschäftigte 2 hervorgebracht und durch die Praktikantin unterstützt werden, werden nicht respektiert, wenn angenommen wird, dass eigentlich nicht die Covid-19-Regeln, sondern andere Ansprüche verteidigt werden sollen. So sei gemäß der Fokusperson der Beschäftigte 1 keines Fehlverhaltens schuldig, denn er hat sich an die Grenzen seiner Box und damit an die geltenden Regeln gehalten.

Es zeigt sich auch hier, dass über die Jahre gewachsene Nahbeziehungen relevant sind, denn der Hinweis auf die fehlende Zugehörigkeit der Praktikantin spiegelt wider, dass ihr durch ihre lediglich temporäre Zugehörigkeit auch nur eine limitierte Wirkmächtigkeit zugestanden wird. Die Fokusperson bezieht sich auf ein eigenes (und vermutlich im Kontext der Einrichtung geteiltes) Koordinatensystem aus Befugnissen, Reputation und Glaubwürdigkeit, welches sich nicht aus den formellen Regeln ableiten lässt und welches auch die Praktikantin (noch) nicht (vollständig) erfasst zu haben scheint, denn sie ringt (noch) um ihren Platz in dem Beziehungsgeflecht.

3.4 Umgang mit Grenzverletzungen durch Unwissende

Doch nicht immer folgt auf das Verletzen des »persönlichen Raums« (Goffman 1974, 69) ein Aushandlungskonflikt. Die Grenzüberschreitung kann auch toleriert werden, wenn es Gründe dafür gibt, die grenzverletzende Person ihrer Verantwortung zu entbinden.

»Die Beschäftigte aus dem Kunstbereich macht sich langsam fertig, um nach Hause zu gehen, eine Fachkraft wartet mit ihr. Die Ethnografin verabschiedet sich von der Beschäftigten. Diese antwortet: »Tschüss, Brillenschlange.« Die Ethnografin braucht einen Moment und sagt dann: »Hast du mich gerade Brillenschlange genannt?« Die Fachkraft, die Beschäftigte und die Ethnografin lachen. Die Beschäftigte, die keine Maske trägt, geht auf die Ethnografin zu, berührt kurz deren Brille und dann ihre eigene und sagt, dass sie ja beide eine Brille trügen. Sie geht anschließend mit der Fachkraft weg« (Beobachtungsprotokoll 23.9.2020).

Die Beschäftigte bricht in dieser Situation des Verabschiedens mehrere Hygieneregeln: Sie überschreitet den vorgesehenen Mindestabstand und verletzt so den – nicht nur coronabedingten – persönlichen Raum der Ethnografin, indem sie diese an der Brille berührt und so bis zu deren »Hülle« (Goffman 1974, 67) vordringt. Durch die Missachtung der Maskenpflicht bietet sie außerdem keinen Schutz vor ihren Aerosolen. Doch weder die Ethnografin, die »Opfer« der Überschreitung ist, noch die Fachkraft nutzen die zuvor beobachteten Externalisierungsmechanismen in Form des verbalen und gestischen Hinweisens auf die Abstände oder des nachträglichen Rügens. Im Gegenteil scheinen alle Beteiligten die Situation amüsant zu finden und eventuell gerade durch die Erleichterung am Ende des Arbeitstages, die Regeln nicht mehr so streng zu sehen. Warum ist das so?

Ist davon auszugehen, dass eine Person unwissentlich handelt oder nicht in der Lage ist, bestimmte Regeln einzuhalten, greifen anstatt herkömmlicher Imperative zur Eigenverantwortung, die in der Covid-19-Pandemie in besonderer Weise und appellierend an die Bürger:innen herangetragen werden (Lessenich 2020, 179f.), entlastende Logiken. Vermutlich werden hier Personenzuschreibungen aus dem Behinderungsdispositiv wirksam, die manchen behinderten Menschen eine mangelnde oder fehlende Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme unterstellen und in diesem Fall eine Verantwortungsentlastung zur Folge haben. Denn sowohl die Fachkraft als auch die Ethnografin gehen nicht davon aus, dass die Beschäftigte absichtsvoll handelt oder sich der Gefahr, die in dem Moment von ihr ausgeht, bewusst ist. Vielleicht sind sie auch selbst froh darüber, durch die humorvolle Verabschiedung die Regeln kurz vernachlässigen oder gar vergessen zu können. Die durch die Covid-19-Regeln neu implementierten Verhaltens-

anforderungen müssen im Alltag von den Beteiligten eigenverantwortlich umgesetzt werden. Dazu wird vorausgesetzt, dass sie diese Regeln verstehen. Ist das nicht der Fall, bleibt eine Sanktionierung aus und es gelten hergebrachte Bewertungen und Annahmen über behinderte Menschen.

4 Schlussfolgerungen: Neue »Normalitäten«, alte Hierarchien?

Auch wenn in diesem Artikel keine allgemeine Gültigkeit der empirischen Ergebnisse geltend gemacht werden kann, sollen abschließend einige Schlaglichter auf die alltäglichen Aushandlungen von Nähe und Distanz unter Pandemiebedingungen in einer Werkstatt für behinderte Menschen als besondere Einrichtung, die mit der Unterscheidung zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen operiert, geworfen werden. In der hier analysierten Praxis wird deutlich, dass die Covid-19-Regeln die alltäglichen Arbeitstätigkeiten nicht fundamental zu stören scheinen, wie im ersten Beispiel in Kapitel 3.1 deutlich wurde, sondern mögliche, durch die Covid-19-Regeln provozierte Konflikte eher auf der körperlich-interaktionistischen Ebene angesiedelt sind und vor allem mit Missverständnissen über die Intentionen der regelverletzenden Personen sowie mit Bewertungen über diese einhergehen.

Die Covid-19-Regeln evozieren zwei grundlegende Konsequenzen für das Alltagshandeln in diesem Untersuchungsfeld: Erstens müssen Beschäftigte und Mitarbeitende ihre physischen, eigentlich unbewusst-routinierten Bewegungen im Alltag reflektieren und mittels Externalisation und Abtastung an die neuen Abstandsregeln anpassen (Alkemeyer und Bröskamp 2020, 70; Goffman 1974, 32–34). Zweitens ist sichtbar geworden, dass potenziell bereits existierende Hierarchien formell gestärkt werden, da den Fachkräften zusätzlich zu ihren sonstigen Aufgaben – Beschäftigte anweisen und fördern (§9 WVO) – erweiterte Weisungsbefugnisse zugeteilt werden.

Diese formale Stärkung der Hierarchie findet in der Praxis eine eher ambivalente Entsprechung. Sowohl das Fachpersonal als auch die Beschäftigten achten auf das Abstandhalten und erinnern andere daran, da sie versuchen »eine direkte Verletzung der Regeln zu vermeiden« (Goffman 1974, 93). Grundsätzlich scheinen die Regeln von den Beschäftigten akzeptiert und selbstständig eingehalten zu werden (vgl. 3.1). Einige Beschäftigte entziehen sich Weisungen durch Vorgesetzte, wenn sie den Grund des Hinweisens nicht anerkennen und die körperliche Nähe zu anderen suchen (vgl. 3.2) oder die Autorität der Weisenden anzweifeln (vgl. 3.3). Vonseiten des Fachpersonals werden aber Ausnahmen gewährt, wenn davon ausgegangen wird, dass jemand die Regeln nicht verstehen und keine Verantwortung für das eigene Handeln übernehmen kann (vgl. 3.4).

Sowohl die Beschäftigten als auch das Personal tun sich damit schwer, die plötzlich geforderte körperliche Distanz einzuhalten, die den gewohnten Gepflogenheiten widerspricht. Das zeigt sich insbesondere an der Rolle der Praktikantin, die als neue, nicht an den Alltag in der Einrichtung gewöhnte und nur zeitweilige Mitarbeiterin am meisten darum bemüht zu sein scheint, die Umsetzung der Covid-19-Regeln durchzusetzen. Damit versucht sie, ihren Platz in einer informellen Hierarchie und einem Beziehungsgefüge zu behaupten, das sie noch nicht vollständig erfasst hat.

Grundsätzlich scheint das Hinweisen auf das Abstandhalten, das gestisch und verbal externalisiert wird, bei den Gerügten einen Rechtfertigungsdruck auszulösen. Die Abfolge aus Annähern, Abweisen und Entschuldigen/Erklären geht mit der impliziten Zuweisung von Eigenschaften wie unachtsam, unwissend oder gar übergriffig einher. Die verbalen und gestischen Zurückweisungen werden auch als affektive Zurückweisungen interpretiert und führen entweder zum Rückzug der sich nähernden Person oder dem Druck, sich und die »wahren« Motive für die Annäherung erklären zu wollen (vgl. 3.2). Diese Kränkungen verweisen auch darauf, dass, wie Gallati (2012) beschrieben hat, nicht nur der persönliche Raum von behinderten Menschen in besonderer Weise prekär ist, sondern auch ihr Informationsreservat. Das heißt, es handelt sich um ein ständiges Ringen darum, ernst genommen, in den eigenen Intentionen anerkannt zu werden und die Kontrolle über das eigene Selbst- und Fremdbild zu behalten – was sich mit Sicherheit auch auf weniger hierarchisierte Beziehungen zwischen ausschließlich nicht-behinderten Menschen übertragen lässt. Pandemiebedingte Neuaushandlungen der Territorien des Selbst können zumindest temporär und situativ Differenzen zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen, ihren angenommenen Kompetenzen und Fähigkeiten und den zwischen ihnen installierten Hierarchien zugunsten der behinderten Menschen verwischen und ansonsten vorherrschende Eindeutigkeiten irritieren. Die neue Situation führt dazu, dass alle Beteiligten die Anforderungen erst lernen müssen und auf ihr eigenes, aber auch fremdes Verhalten verstärkt Acht geben und reflektieren.

Es wird deutlich, dass die Praxisteilnehmenden in der alltagspraktischen Verschränkung der Dispositive von (Erwerbs-)Arbeit, Behinderung und Covid-19 sprichwörtlich um ihre räumliche wie auch soziale Positionierung ringen. Nicht immer stellen dabei die hergebrachten Unterscheidungen zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen und zwischen weisungsbefugten Vorgesetzten und weisungsgebundenen Arbeitenden die Leitunterscheidungen dar und auch die pandemiebedingte Subjekt-differenzierung aus »Verantwortungsvollen und Leichtsinnigen« (Hirschauer 2020, 222) scheint nicht zum neuen Masterstatus zu werden, sondern es zeigt sich vielmehr eine komplexe Mischung aus Zugehörigkeitsansprüchen, die sich beispielsweise über die Dauer der Beschäftigung in der Einrichtung ableiten, und grundsätzlich ambivalenten Umgangsweisen mit behinderten Menschen, die Förderung und Bevormundung

einerseits, aber auch Entpflichtungen von eigen- und fremdverantwortlichem Handeln andererseits bedeuten können.

Auf Ebene der Arbeitspraxis weist die dispositivanalytisch informierte Forschungsperspektive daraufhin, wie Praktiken der Arbeit, der Fürsorge und der Hygieneregeln, die jeweils unterschiedliche körperliche Nähe verlangen, zu Konflikten und Aushandlungen von disponierenden und disponierten Subjektivitäten führen. Die ethnografische Analyse hat gezeigt, dass die zwar formell gestärkte Hierarchie zwischen behinderten und nicht-behinderten Protagonist:innen im Arbeitsalltag zu nicht immer konfliktfreien Aushandlungen der körperlichen Begegnungen führt.

Anmerkungen

- 1 Diese Bezeichnungen werden im Folgenden verwendet, um die Unterscheidung zwischen behinderten *Beschäftigten*, die als Rehabilitanden in den Werkstätten beschäftigt sind, und den (in der Regel) nicht-behinderten *Mitarbeitenden* bzw. dem *Fachpersonal* zu verdeutlichen.
- 2 Diese Studie ist Teil des Forschungsprojekts »Dispositive von ›dis/ability‹ im gesellschaftlichen Wandel: (Erwerbs-)Arbeit als biographische Erfahrung und Alltagspraxis im Kontext von (Nicht-)Behinderung«, das an der Universität zu Köln unter der Leitung von Anne Waldschmidt durchgeführt und von der DFG unter der Projektnummer 405662445 gefördert wird. Ich danke Anne Waldschmidt, Fabian Rombach und Lisa Prior sowie den anonymen Gutachter:innen und den Herausgeberinnen für die vielen wertvollen und konstruktiven Anmerkungen zu diesem Beitrag.
- 3 Umgekehrt zeigt sich, dass in der persönlichen Assistenz diese Territorien zwischen Assistenznehmer:innen und -geber:innen neu verhandelt werden (Kotsch 2012, 180–184).
- 4 In den Feldprotokollen gibt es mehrere, wenn auch wenig ausführlich beschriebene Passagen, in welchen die Fachkräfte *en passant* auf fehlende Abstände hinweisen und diese Hinweise von den Beschäftigten ohne nennenswerten Widerstand befolgt werden. Die knappe Protokollierung dieser Situationen werde ich als Hinweis darauf, dass die Beschäftigten mit den Anweisungen der Fachkräfte meist einverstanden sind.

Literatur

- Aktion Mensch. 2021. Inklusionsbarometer Arbeit. Ein Instrument zur Messung von Fortschritten bei der Inklusion von Menschen mit Behinderung auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Zugriff 08.02.2022. <https://delivery-aktion-mensch.stylelabs.cloud/api/public/content/inklusionsbarometer2021?v=ad527273>.
- Alkemeyer, Thomas und Bernd Bröskamp. 2020. »Körper – Corona – Konstellationen. Die Welt als (körper-)soziologisches Reallabor«. In *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, hrsg. v. Michael Volkmer und Karin Werner, 67–78. Bielefeld: transcript.
- BAG WfbM. 2020. Orientierungshilfe für Hygieneschutzkonzepte in Werkstätten für behinderte Menschen. Zugriff 23.03.2022. https://www.bagwfbm.de/page/coronavirus_gesundheitsschutz.
- BAG WfbM. 2022. Die BAG WfbM. Zugriff 23.03.2022. <https://www.bagwfbm.de/page/24>.
- Bayramoğlu, Yener und Maria do Mar Castro Varela. 2021. *Post/pandemisches Leben. Eine neue Theorie der Fragilität*. Bielefeld: transcript.

- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand. 2013. *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK.
- Bröckling, Ulrich. 2013. »Anruf und Adresse«. In *Techniken der Subjektivierung*, hrsg. v. Andreas Gelhard, Thomas Alkemeyer und Norbert Ricken, 49–59. München: Wilhelm Fink.
- Bühmann, Andrea D. und Werner Schneider. 2012. *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, 2. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Bundesministerium der Justiz. o.J. Werkstättenverordnung (WVO). Zugriff 06.10.2022. <https://www.gesetze-im-internet.de/schwbbwv>.
- Felder, Franziska. 2021. »Corona und die ultimativen ›memento mori‹. Überlegungen zu einem besseren Umgang mit behinderungsbedingten Vulnerabilitäten in Demokratie und Bildung«. In *Corona bewegt – auch die Bildungswissenschaft. Bildungswissenschaftliche Reflexionen aus Anlass einer Pandemie*, hrsg. v. Sabine Krause, Ines Maria Breinbauer und Michelle Proyer, 153–168. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Foucault, Michel. 1976. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2003. Das Spiel des Michel Foucault. In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd. III 1976–1979*, hrsg. v. Daniel Defert und Francois Ewald, 391–397. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gallati, Mischa. 2012. »Prekäre Territorien des Selbst. Ein Versuch über Vormundschaft als Interaktionsraum«. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 108: 198–208.
- Garfinkel, Harold. 2020 [1967]. *Studien zur Ethnomethodologie*. Frankfurt am Main: Campus.
- Garland-Thomson, Rosemarie. 2002. »The Politics of Staring: Visual Rhetorics of Disability in Popular Photography«. In *Disability Studies. Enabling the Humanities*, hrsg. v. Sharon L. Snyder, Brenda Jo Brueggemann und Rosemarie Garland-Thomson, 56–75. New York: The Modern Language Association of America.
- Geertz, Clifford. 1983. *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 1974. *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermann-Horstmeier, Lotte. 2020. Die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung in Zeiten der COVID-19-Pandemie aus Sicht der Betroffenen, ihrer Angehörigen und Betreuungskräfte. Ergebnisse einer qualitativen Public-Health-Studie. Zugriff 05.01.2022. <https://www.rehadat.de/export/shared/lokale-downloads/Habermann-Horstmeier-Mmgb-in-Zeiten-der-Covid-19-Pandemie.pdf>.
- Hirschauer, Stefan. 1999. »Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt«. *Soziale Welt* 50(3): 221–245.
- Hirschauer, Stefan. 2020. »Pandemische Humandifferenzierungen«. In *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, hrsg. v. Michael Volkmer und Karin Werner, 217–225. Bielefeld: transcript.
- Karim, Sarah. 2021. *Arbeit und Behinderung. Praktiken der Subjektivierung in Werkstätten und Inklusionsbetrieben*. Bielefeld: transcript.
- Klein, Gabriele und Katharina Liebsch. 2020. »Herden unter Kontrolle. Körper in Corona-Zeiten«. In *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, hrsg. v. Michael Volkmer und Karin Werner, 58–65. Bielefeld: transcript.
- Kotsch, Lakshmi. 2012. *Assistenzinteraktionen. Zur Interaktionsordnung in der persönlichen Assistenz körperbehinderter Menschen*. Wiesbaden: Springer.
- Kronauer, Martin. 2010. »Inklusion – Exklusion. Eine historische und begriffliche Annäherung an die soziale Frage der Gegenwart«. In *Inklusion und Weiterbildung. Reflexionen zur*

- gesellschaftlichen Teilhabe in der Gegenwart*, hrsg. v. Martin Kronauer, 24–58. Bielefeld: Bertelsmann.
- Lessenich, Stefan. 2020. »Allein solidarisch? Über das Neosoziale an der Pandemie«. In *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, hrsg. v. Michael Volkmer und Karin Werner, 177–183. Bielefeld: transcript.
- Link, Jürgen. 2007. »Dispositiv und Interdiskurs. Mit Überlegungen zum ›Dreieck‹ Foucault – Bourdieu – Luhmann«. In *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme*, hrsg. v. Clemens Kammler und Rolf Parr, 219–238. Heidelberg: Synchron.
- Maskos, Rebecca. 2018. »Und dann hab' ich gemerkt, wie viel Spaß das auch macht.« Rekonstruktionen von Behinderung und Nichtbehinderung am Beispiel der Rollstuhlnutzung. Vorläufige Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit gehbeeinträchtigten Menschen«. *Journal für Psychologie* 26(2): 50–74.
- Mech, Julia und Michael Görtler. 2020. »Gewalt in Einrichtungen für Erwachsene mit geistiger Behinderung: (k)ein Thema professionellen Handelns?« *Blätter der Wohlfahrtspflege* (4): 138–140. <https://doi.org/10.5771/0340-8574-2020-4-138>
- Rabenstein, Kerstin, Marian Laubner und Mark Schäffer. 2020. »Diskursive Praktiken des Differenzierens und Normalisierens. Eine Heuristik für eine diskursanalytische Ethnographie.« In *Ethnographie und Diversität. Wissensproduktion an den Grenzen und die Grenzen der Wissensproduktion*, hrsg. v. Halyna Leontiy und Miklas Schulz, 187–208. Wiesbaden: Springer VS.
- Richter, Caroline und Alexander Bendel. 2017. »Das Trippelmandat von Werkstätten. Entgelte im Spannungsfeld von Rehabilitation – Inklusion – Wirtschaftlichkeit«. *Werkstatt:Dialog* (5): 31–33.
- Schmidt, Robert. 2013. »Zur Öffentlichkeit und Beobachtbarkeit von Praktiken der Subjektivierung«. In *Techniken der Subjektivierung*, hrsg. v. Andreas Gelhard, Thomas Alkemeyer und Norbert Ricken, 93–105. München: Wilhelm Fink.
- Schuppener, Saskia. 2009. »Muss die Identität bei Menschen mit geistiger Behinderung beschädigt sein?« In *Identität, geistige Behinderung und seelische Gesundheit. Dokumentation der Arbeitstagung der DGSGb am 14.11.2008 in Kassel*, hrsg. v. Gudrun Dobslaw und Theo Klaus, 45–57. Berlin: Eigenverlag der DGSGb.
- Seitzer, Philipp, Timo Dins, Maria Busch, Lena Grüter, Theresa Stommel, Julia Fischer-Suhr, Ingeborg Sungen, Michaela Naumann, Caren Keeley. 2020. »COVID-19 und Menschen mit geistiger und schwerer Behinderung. Stellungnahme des Lehrstuhls Pädagogik und Rehabilitation für Menschen mit geistiger und schwerer Behinderung der Universität zu Köln im April 2020 zur Vulnerabilität des Personenkreises«. *Teilhabe* 59(2): 50–54.
- Theben, Martin. 2020. Kurzarbeitergeld in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen – ausgewählte Probleme (nicht nur) in Zeiten von Corona. Zugriff 04.10.2022. <https://www.reha-recht.de/fachbeitraege/beitrag/artikel/beitrag-d16-2020/>
- Thomas, Stefan. 2019. *Ethnografie. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Waldschmidt, Anne. 2011. »Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu«. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36 (4): 89–106.
- Waldschmidt, Anne, Sarah Karim und Simon Ledder. 2020. »Wie lässt sich ›Dis/ability‹ mit Hilfe des Dispositivkonzepts nach Michel Foucault theoretisch denken und empirisch untersuchen? Eine Einführung«. In *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*, hrsg. v. David Brehme, Petra Fuchs, Swantje Köbsell und Carla Wesselmann, 158–164. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Zander, Michael. 2021. »Corona-Pandemie und Behinderung – ein Überblick«. *Zeitschrift für Disability Studies* (1): 1–10. https://doi.org/10.15203/ZDS_2021_1.0.

Sarah Karim

Die Autorin

Sarah Karim, Dr. phil., Soziologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich »Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies« an der Universität zu Köln. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Disability Studies, Soziologie der Behinderung, Subjektivierungs-, Diskurs- und Dispositivanalyse, Praxistheorien, Ethnografie

Kontakt: Dr. phil. Sarah Karim, Universität zu Köln, Soziologie und Politik der Rehabilitation, Humanwissenschaftliche Fakultät, Frangenheimstr. 4, D-50931 Köln; E-Mail: sarah.karim@uni-koeln.de

You are where I am not, and I am where you are not

Artistic manifestations in experiencing the absence of another

Ilana Reynolds & Sabrina Huth

Journal für Psychologie, 30(2), 111–127

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2-111>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Summary

This article reflects a four-year artistic research process between us, choreographers Sabrina Huth and Ilana Reynolds. In the frame of our artistic research project *Imagined Choreographies* we circulate around questions of how to encounter a body that is physically absent. What are the conditions and modalities of such a being-with? And what might be its implications for the way we build and shape relationships nowadays? By presenting three different artistic manifestations in the field of dance and choreography, the article articulates the creative strategies and artistic research methods we have developed to address these questions; such as alternative space-time structures and material traces as intermediaries to the absent other. The methodology behind our research strongly focuses on the »act« within our practice, the embodied knowledge produced from those actions, and the documentation of those actions. For example: setting up shared performance events without coming together at the same time and place, developing extensive written reflections/observations and documentation towards the working process and performative setups. As artistic practitioners positioning ourselves in dance and choreography, our research aims to build creative potential for the mind and body to explore layers of imagination, the fiction of another person, and potentially new forms of togetherness. Through this work, we believe to offer new perspectives on discourses around »bodily closeness« within not only the artistic realm but also the social sciences.

Keywords: Artistic research, dance/choreography & performance, presence of absence, absent body, alternative space-time structures, togetherness at a distance

Zusammenfassung

Du bist, wo ich nicht bin, und ich bin, wo du nicht bist

Künstlerische Manifestationen im Erleben der Abwesenheit eines anderen

Dieser Artikel reflektiert einen vierjährigen künstlerischen Forschungsprozess zwischen uns, den Choreografinnen Sabrina Huth und Ilana Reynolds. Im Rahmen unseres Projekts *Imagined Choreographies* kreisen wir um die Frage, wie man einem physisch abwesenden Körper begegnen kann. Was sind die Bedingungen und Modalitäten eines solchen Miteinander-Seins? Und welche Auswirkungen könnte es auf die Art und Weise haben, wie wir heutzutage Beziehungen gestalten? Am Beispiel von drei verschiedenen künstlerischen Manifestationen im Bereich Tanz und Choreografie stellt der Artikel die kreativen Strategien und künstlerischen Forschungsmethoden vor, die wir entwickelt haben, um uns den Fragen anzunähern, wie die Inszenierung alternativer Raum-Zeit-Gefüge und das Erweitern physischer Präsenz über verschiedene Medien und Platzhalter. Unsere Forschungsmethodik konzentriert sich dabei auf das verkörperte Wissen, das aus den Handlungen unserer künstlerischen Praxis hervorgeht, und die Dokumentation dieser Handlungen. Wir haben eine Reihe von Performance-Events inszeniert, ohne je zur gleichen Zeit und am gleichen Ort zusammenzukommen, und ausführliche schriftliche Reflexionen/Beobachtungen angefertigt, die den Arbeitsprozess und die performativen Arrangements begleiten. Unsere künstlerische Forschung im Bereich des zeitgenössischen Tanzes und der Choreografie zielt auf das kreative Potenzial körperlicher Abwesenheit und auf die Frage, wie dies die Imagination und die Fiktion des*der abwesenden Anderen stimulieren und potenziell neue Formen des Miteinanders erzeugen kann. Wir glauben, dass wir mit dieser Arbeit neue Perspektiven auf Diskurse über »körperliche Nähe« nicht nur im künstlerischen Bereich, sondern auch in den Sozialwissenschaften eröffnen können.

Schlüsselwörter: Künstlerische Forschung, Tanz/Choreografie & Performance, alternative Raum-Zeit-Gebilde, physische An-/Abwesenheit, Miteinander-Sein auf Distanz

1 Introduction

We (Sabrina Huth and Ilana Reynolds) have both worked in the fields of choreography, contemporary dance, and dance education for the past ten years and received our Master's Degrees separately in Contemporary Dance Education and Artistic Research. Our joint choreographic work is anchored in the broad, sometimes nebulous field of artistic research. According to Kathrin Busch (2009), artistic research can range »from the simple integration of philosophical or scientific knowledge to the establishment of artistic research as a form of institutionalized self-examination and scientification of artistic practice« (2). Henk Slager (2009) even stages the academic discipline of artistic

research as a »nameless science«; an »as-yet undefined sanctuary for creative experiment and knowledge production« (ibid., 1). In practical terms, this mystified non-definition or all-definition is not very useful, which leads us to the question: which approaches to artistic research do we refer to?

We approach the field of artistic research as a framework to analyze the phenomenon within the »act« of creating choreographic work, one primarily experienced through the body and grounded in the material world. By literally standing with both feet on the ground and connecting to gravity, the embodied experience of being in time and space marks a point of reference; it builds the foundation of »our perception, our understanding, and our relationship to the world and other people« (Borgdorff 2012, 124). Henk Borgdorff calls this the »realism of Artistic Research« (ibid.). Instead of observing phenomena from a hovering and distant perspective, artistic research as an academic discipline analyzes phenomena in and through the act of participating; it grounds itself in the material world. To Borgdorff it is defined as material thinking in and through artistic practices and creations. Furthermore, thoughts arising from reflections on artistic research as an academic discipline resonate with performance theorist and choreographer Bojana Cvejić's (2013) conceptual framework of posing problems as a choreographic strategy. Referring to the philosophy of Gilles Deleuze she illuminates the capacity of choreography to express thoughts in terms of the production of problems as objects of ideas. According to Cvejić, the invention of a problem isn't about uncovering an already existing question; neither is it a rhetorical question that cannot be answered. To produce a choreographic problem rather implies »constructing terms, in which it will be stated, and conditions it will be solved in« (ibid., 46). Moreover, it entails the »probing of a path in which new compositions of movement and body are differentiated« (ibid., 49). In our case, by posing the question of how to encounter an absent body, we develop new choreographic strategies and forms of embodied knowledge. We explore what forms of artistic practice/creation and strategies are developed around the simple fact that one is always absent from the other and vice versa. As a result, we encounter ways to »meet« and exchange within those conditions.

The source of our research and questions about absent bodies emerged from the sheer fact that we were meant to work together in Vienna for a joint week-long residency called *Mind the Dance* during the 6th IDOCDE (International Documentation of Contemporary Dance Education) Symposium at the Impulstanz Festival in Vienna, Austria in July 2018. Ilana never made it to Vienna, nonetheless, we decided to collaborate. In resonance with the symposium's focus on collectivity, collaboration, and immediacy, we wondered how else might we come together, and what else, together, we might do: how were we going to collaborate within a dance/choreographic context without sharing the same time-space? These questions and the condition of physical absence evolved into a continuously unfolding project where togetherness, agency, creative

output, and trust became founding pillars in our artistic research *Imagined Choreographies* – an overarching choreographic approach, where the basis of the research is how to encounter a body that is absent. To this day, we have never physically met.

In a time where the measure of presence is no longer closeness, where should my body be?

In a time where the measure of closeness is not touch, how do we meet? (Huth 2019)

During public presentations, audience members, colleagues, and friends approached us to share their own stories of absence: the absence of a lover in a romantic long-distance relationship, the absence of a family member imposed by political circumstances, flight and migration, the absence of a physical counterpart in virtual reality environments or video conference meetings, the absence of a collaborator due to working conditions demanding ever more flexibility, adaptability and responsiveness. Staging the presence of someone who is, in fact, absent touches upon a broader social and cultural phenomenon: the dismantling of spatial proximity and the feeling of closeness. In our globalized age, entanglements reach way beyond what one might even perceive: »Every act results from more than one can know, and bears consequences upon more than one knows,« dancer and choreographer Alice Chauchat (2017, 30) points out. Fostered by continually evolving communication and information technologies, the usage of mobile devices, and the impact of social media networks, like Facebook, Instagram, Tumblr, Twitter, etc., we have moved towards becoming involved with the world as a whole; lessening the geographically defined gap between one another. In *The Medium is the Maker* J. Hillis Miller (2009) states that modern telecommunication media »have made more or less instantaneous touching-, feeling-, knowing-, seeing-, hearing-at-a-distance the most everyday experience imaginable«. (ibid., 2) At the same time, whilst transforming from local to global beings, we might have widened the gap with what is physically close to us. The very tissue of our spatial and relational experience has altered. Anthony Giddens (1990) recognized thirty years ago, »conjoining proximity and distance in ways that have few close parallels in prior ages« (ibid., 140). Today, not only but even more since the global pandemic and in its aftermath, social isolation and digitally mediated forms of togetherness co-exist in a bewildering temporality and spatiality. We live in a »contorted form of togetherness« as Kris Cohen (2017, 5) phrases in his book *Never Alone, Except for Now*. We live in a time, in which the measure of presence is not closeness, and the measure of closeness is no longer touch.

Since early 2020, the world has been shaken by a global pandemic. Though the project didn't emerge from this event, it touches, nonetheless, upon topics that have become relevant for many of us in one way or another. Our concepts of space, time and the relationships we live in have fundamentally changed. In such a situation how we relate to our sense of touch and our desire to be physically close changes as does

the kind of relationship with ourselves, others and the world around us. In our wildest dreams, we could not have imagined that the situation we put ourselves in, out of a conscious artistic decision for mutual absence, would become a reality for people all over the world. Due to social distancing and precautionary measures, in some way, the experimental setups we created have become a sort of bewildering truth.

Up until now, our artistic research has manifested in a series of shared performance events presented in Germany and across Europe including the performance installation *You are here* (2019), the live performance *Dance with me* (2019), and the latest live performance *A meeting that never took place* (2021). As dancers and dance makers exploring one another's absence – and the presence of this absence – the article aims to conceptualize, articulate, discuss and materialize ways of coming physically closer to another one through embodiment, perception and the act of performance-making. It gives access to the choreographic thinking and reflection within and around these multifaceted manifestations of our artistic collaboration by producing a communicative platform that weaves together the documentation, writings and artistic works.

2 On absence, presence and the presence of absence

During our four-year collaboration, negotiations between micro and macro scales of expressions – between what is happening inside the dance studio and the world outside – became a constant companion during the research-creation process. Through performance installations, performances and publications, we intended to uncover ways of further investigating the relationship between the absence and presence of another person. The terms »absence« and »presence« refer to fundamental states of being; may it be »the state or condition of not being present« or »the state or condition of being present« (Bell, 2019). This is why, with philosopher Amanda Bell (2019), it is hard to define absence and presence without referencing themselves. The difficulty, as she concludes, stems from the fact that both terms depend on the notion of being; and the »primary definition of being as to have or occupy a place ... *somewhere* ... Expressing the most general relation of a thing to its place« (ibid.) In accordance, etymologically the term absence derives from Latin *absentia*, present participle of *ab-esse* >to be away from<; and the term presence from Latin *praesentem*, present participle of *pre-esse* >be before, be at hand<. Consisting of the verb *esse* >to be< and the respective prefix *ab* >off, away from< or *prae* >before<, both terms indicate the relation between the quality or state of having an existence and the condition of doing so. Consequently, »being is not inexplicable or transcendent, but exists within a framework or state« (Bell 2019). The definitions of presence and absence explicitly rely upon the states within which they are found: the world, images and representations – to name a few examples. The state with-

in which the notions of absence and presence are developed in this research are mainly set up within a strict space/time construct: We never share the same space and time simultaneously, but rather share the same space at different times or share the same time in different spaces. These constructs alone created a new set of actions and strategies to experience the others' absence or in some cases the absent presence of the other.

In line with the philosopher Alva Noë, we approach >absence< not so much as a state of »being away« or »being off« but rather as a different kind of presence. In *Varieties of Presence*, Noë (2012) thoroughly elaborates on a whole range of possible presences, including the one which withdraws or has withdrawn: the presence *in* absence. In contrast to the traditional representational theory of mind and its companion internalism which makes perception a somehow internal affair and »the world as devoured by the mental« (Finke 2013, 214), Noë (2012) articulates an account of perception and perceptual consciousness due to which presence is enacted rather than merely found: »Perception is not something that happens to us, or in us, (...), it is something we do« (Noë 2004, 1). His main thesis is that all kinds of presences result from our efforts of achieving access to the world: »Presence is achieved, and (...) its varieties correspond to the variety of ways we skillfully achieve access to the world« (Noë 2012, xi). Presence results from how we involve our practical skills and knowledge in making persons and things available to ourselves.

Noë's way of turning presence in absence into a »yet undetermined hiddenness« (Finke 2013, 215) – but fully acknowledged as a kind of presence – is what characterizes the enactive approach. It resonates with how we have been experiencing one another's absence as some kind of presence in absence. We both live in faraway places; too far away to immediately see, hear, touch or smell the other. Along with Noë's (2012) claim that »we achieve access to the world around us through skillful engagement,« (ibid., 2) our respective presence is grounded on the skills and knowledge we have to make contact with another. Our artistic collaboration is built on the constraint that we never physically meet. Yet, we have access to each other in the sense of being available and present. What defines our experience of one another's presence in absence is not merely a matter of (spatial) proximity, of being more or less distant from each other; it is a matter of availability. We become present to each other within specific time/space frameworks where we either inhabit the same space at different times or the same time at different spaces; so-called *spaces of access* – to introduce another main concept of Noë (2012, 33–35). Each *access-space* and performative set-up consists of different structures »determined by the repertoires of skill that structure them« (ibid., 34). and creates a set of conditions to experiment with modes of being together whilst being physically remote. Each time a shared performance event, a >never meeting<, comes into being, »it does so >just this way<, in direct accordance with how the constraint enables this singular set of conditions« (Manning 2016, 90).

3 Strategies and methods of connecting to the absent other illustrated through three artistic manifestations

3.1 *You are here* (2019): Anarchival traces of the absent other while being in the space at different times



Fig. 1: Ilana Reynolds performing in the show window. Performance installation *You are here*, 2019. Photos: Ester Eva Damen



Fig. 2: Sabrina Huth performing in the show window. Performance installation *You are here*, 2019. Photo: Ester Eva Damen

Our first artistic manifestation was a five-day durational performance installation called *You are here*, where we inhabited the same exhibition space at different times. Books, drawings, paper string and empty coffee cups accumulated in the space and created an installation of traces left behind for the other to engage with and alter. Gradually, the exhibition space, a show window in the Amsterdam De Pijp neighborhood, became a collage of composed books, letters, notes, stories, and small dances. These repertoires of traces, as we called them, became the connecting mediators between each other and the audience passing by in which we experienced, connected to and composed the other's absence. Inspired by *The Go-to How to Book of Anarchiving* (Murphie ed. 2016), anarchiving was used as a framework to create the process-oriented performance space of *You are here*. Rather than documenting the content of the event, anarchival processes capture traces of the event's liveness, which might set the stage for the next event to occur. In this sense, with Brian Massumi (2016), the anarchival always needs an archive »from which to depart and through which to pass« (ibid., 7). Unlike an archive concerned with preservation

and coding practices, the anarchival aims at stimulating new modes of production. It is an excess energy of the archive: »a kind of supplement or surplus-value of the archive, (...) a feed-forward mechanism for lines of creative process, under continuing variation« (ibid.).

In the case of *You are here*, the materials and objects we brought to the exhibition space at the beginning of the event, such as the printed emails we wrote to each other, or the book that we both read during the previous *collective reading sessions*¹ served as an archive to depart from; in Massumi's words: they became »compositional forces seeking a new taking-from« (ibid.). Being constantly placed, displaced, replaced, etc. they inspired something different from their form or defined purpose. As a result, another kind of trace emerged from them. In this way, what was left behind served as a potential for something else to come. The traces became an anarchival of experiences and connecting intermediaries that could not be fully possessed due to their ephemerality but were impulses to push the research further. In this sense, Murphie (2016) defines traces as the tip of the iceberg that allude to the submerged sensuous, affective and discursive experiences which created them. As we (Ilana and Sabrina) would say:

»A trace is multiple.

A trace is a formless memory (of an event).

A trace is a mediator in the proof of our existence for another.

A trace is a container, a snapshot, or leftover coffee drips on the edge of a paper cup. A trace limits the past's unlimited potential to unfold in the future.

A trace holds content of a different nature.

Our lives are composed of traces, outlines, pathways, images, sketches, memories, and narratives.

Everything is a trace of something else. Not all traces are meant to last forever« (Huth and Reynolds 2020, 41).

Moreover, according to Massumi (2016), the anarchival is in its nature a »cross-platform phenomenon« (ibid., 7). Respectively, *You are here* manifested in, through and in-between different media: written and spoken word, objects, materials and the physicality of the bodies inhabiting the exhibition space. In an anarchival sense, the performance installation was activated in the relays »between verbal and material expressions, (...), and most of all between the various archival forms it may take and the live, collaborative interactions that reactivate the anarchival traces, and in turn create new ones« (ibid.). In Ilana's words: »[The] work needs all mediums. It can't just exist in one form. All mediums are helping the thing itself to be the thing itself, the choreography.« By the end, we had found ways to connect to one another through the space we shared and the objects and material left behind, but what remained as a question in our minds was the body. How do we connect kinesthetically, to the very skin and aliveness of our bodies?

3.2 *Dance with me* (2019): Kinesthetic empathy, fiction and imagination while being in different spaces at the same time



Fig. 3: Ilana Reynolds on stage and Sabrina Huth on-screen performing *Dance with me*. Modes of Capture Symposium, Ireland, 2019. Photo: Liz Roche Dance Company



Fig. 4: Sabrina Huth on stage and Ilana Reynolds on-screen performing *Dance with me*. Unfinished Fridays, Lake Studios Berlin, 2019. Photo: Lake Studios Berlin

»It was as if they were in the nervous system of the other« (Roche 2019). Digging into the question of how to kinesthetically encounter, connect and empathize with an absent body for the *Dance with me*² duet we flipped the time/space paradigm into sharing the same moment(s) in time but in different spaces. Hereby, we touched on another level of connection, one not linked to a physical object and material traces but rather to the very aliveness of our moving bodies. With Erin Manning (2007), the skin that touches and is touched is our first and foremost sense organ through which we encounter the world we are embedded in. Through touch we reach out to what or whom we do not yet know; we reach out to become engaged »in a reciprocal engagement with the unknowable« (ibid., 49). At the same time, through touch we embody difference; it ascertains the differentiation of where my body begins and your body ends. Given the vital importance of touch for human relationships, in the duet *Dance with me* we posed the speculative question of how to reach out, to >touch< one another without ever touching one's skin. Can we expand our perceptual attention towards the untouchable;

towards the immanent, hidden or latent channel of communication? And how would such a »telepathic touch« affect the body moving in space/time?

Inspired by a movement practice developed by the choreographer Alice Chauchat called *telepathic dancing*³, the basic principle of the *Dance with me* duet was to imagine being in the space of the other and/or imagining that the other was in your space. Without speaking but keeping the same time frame we sent dances to the other who then received them by dancing them. The roles then reversed. We practiced this for at least a month which developed the following structure for the duet: one dancer is projected live within the space of the other dancer, who is performing in front of an audience. Both dancers follow the same movement score and design the same physical space by using tape as a way to mark the virtual space of the projected dancer. To stimulate the relational and sensorial imagination between us, we invited in, what Chauchat (2017) calls *generative fiction*. By imposing imagined and speculated parameters to the movement performed on stage, we set conditions to project ourselves into the other's space and vice versa; to host the absent other in one's sensorimotor activity. In this way, the imagination of sending and receiving dances to and from each other was used not to show that one is pretending, »or to display the fakeness in a revelatory gesture« (Chauchat 2017, 35). Instead, the proposition of a *telepathic touch* mediated through the dances we shared, whether fictional or actual, transformed the capacity to move in relation to one another. And if one pretends well enough, Chauchat concludes, even »to the point of convincing oneself that one experiences the fiction« (ibid.), one is efficiently transformed.

Accordingly, and in line with the phenomenological emphasis on the body's belongingness to the world, »telepathy« is approached as a state of being for the other. Professor of philosophy and dance at Malmö University Susan Kozel (2007) states: »To feel one's body is also to feel its openness to the other: the other's capacity to receive sensory information from me is implicated in my sensoriality. It is as if communication flow to and from others is hardwired into my very structure; I moderate and regulate, decipher and interpret, inhale and exhale, sensing my own and other's bodies at all times« (281). Following Merleau-Ponty's (1969) unfinished work *The Visible and the Invisible*, telepathic connection is not limited to the popularized version of a latent message conveyed between two beings by psychic means; but simply that »the other's sensoriality is implicated in my own« (244–245). As if encountering the other becomes a form of »having-the-other-in-one's-skin,« (ibid., 283); or as if »to feel one's body is also to feel its aspect for the other,« (Merleau-Ponty 1969, 244–45).

Addressing telepathy from the phenomenological point of view allows us to foreground its sensorial and perceptual aspects; and in particular, the kinesthetic dimension of relating to someone not being here. What is more, it links to another key concept

regarding social interaction and communication: kinesthetic empathy. In terms of definition, on one side, in a broad sense »kinesthesia«⁴ can be understood in relation to the sensation of movement and position. It is informed by senses such as hearing and vision, as well as internal sensations of body position and muscle tension (Reynolds 2007, 185). Embedded in a network of sensory modalities, including touch and hearing, kinesthesia is »constituted across sense modalities,« (Gallagher and Zahavi 2008, 95) meaning that an action or a movement can be experienced, for instance, both as a visual image and as a movement sensation. On the other hand, the term »empathy«, in German »Einfühlung«, was coined in its modern sense of »feeling into something« by Robert Vischer in 1873 as part of his doctoral thesis on aesthetics and was later promoted by Theodor Lipps. Both in Vischer's and Lipps' writings kinesthetic sensation was considered an intrinsic part of empathy (Rova 2017, 165). In its strongest form, as Reynolds (2012) states, »empathy involves embodied simulation and imagined substitution of one agent for another: for a fleeting moment, perhaps, I simulate your action, and in doing so I imagine that I occupy your place, that I am the vicarious agent of your movement, your experience, your utterance« (124). Bringing the two terms »kinesthesia« and »empathy« together again, in *Dance with me*, we put the focus on the kinesthetic dimension of »feeling into someone«; the sensation of being moved in an embodied rather than cognitive sense and the capacity to respond to the affective experience of another person.

3.3 *A meeting that never took place* (2021): Exploring time/space setups through the analog body



Fig. 5: »Paper body« in *A meeting that never took place*, Lake Studios Berlin, 2021. Photos: thisismywork.online



Fig. 6: Sabrina Huth performing in *A meeting that never took place*, Lake Studios Berlin, 2021. Photos: thisismywork.online

»The absence of one has already become a part of the presence of the other. The refusal of a linear temporality is thematized and describes an intimate portrait of a relationship of two people, who know no nostalgia and are nevertheless determined by curiosity and longing for the other« (Hennermann 2021).

In the above quote, the dramaturg Célestine Hennermann (2021) aptly describes our latest performance *A meeting that never took place* which premiered in October 2021 at Lake Studios Berlin. The work weaves and embodies the story of our four-year-long collaboration of having never physically met. The performance unfolds as two narratives, simultaneously performed on two different stages in the same venue in front of a divided audience, and stages how through our >never meeting< we have met time and time again. »The >meeting< happens in the form of a line that has no beginning and no end; it continuously unfolds into new shapes and patterns. It is neither limited to space nor time« (Huth, letter #19, 19.08.2021).

The creation process of *A meeting that never took place* became a culmination of all the strategies outlined in the previous chapters and elaborated in the preceding four-year research period. What became apparent in the development of this work, however, was the use of analog practices as a fundamental and transformative artistic tool. Although we continue to communicate via digital technology our artistic practice predominantly manifests in the analog realm, for example in the form of handwritten letters, paper rolls, audio cassettes, recorded movement notations, shared movement scores, etc. Our focus on analog media was not out of a refusal of the digital or out of an »analog nostalgia« (Schrey 2014) but rather as a way to reveal factors such as originality, uniqueness, and imperfection that are attributed to analog media, such as coffee stains and scratched out

words on a handwritten letter. Speaking of handwritten letters: During a three-month production period, each day we sent a letter to each other via mail reflecting on our rehearsal process which happened in different spaces. Sabrina was rehearsing in Berlin and Ilana in Magdeburg. The handwritten reflection letters included movement scores, drawings, cake recipes, and fictional stories of the other: what we imagined about the other, what we didn't know, and what we did know through stories told to us by our collaborators. These letters carried the trace of the body and person who was no longer there but was nonetheless held, felt, heard and digested in the hands or ears of the body and person who carried them. The letters embodied the charm of the imperfect just as they allowed us to weave through time continuums of the present, past, and future:

»As I write this letter, I project into your future. As you read this letter, you sit in my past. Reading your notes, memories, or stories articulated your past through my present/future. Your thoughts expanded in reverberation with my body's presence. They vibrated through my skin« (Huth and Reynolds 2020, 42).

On two separate stages, these handwritten letters transformed into 50-meter-long rolls of blank white paper folded, rolled, crumpled, and wrinkled into three-dimensional paper bodies: a skin to touch, be touched by and a body to dance with. Folded within the many layers of paper, we experimented with movement scores and detailed movement notations which we imagined to be in the body of the other. In one such score, called *These are not my hands*, we move, sense, feel and try to perceive that our hands are the others. These movement experimentations were framed within detailed movement notations such as: »I make a fist with my right hand, the left-hand cover's the fist, hands come together, hands move apart and fall to the ground« (Reynolds, movement notation #1, 2021). The notations were sent through audio recordings and later, in combination with selected text from over 120 handwritten letters, recorded on cassette tapes and played through a ghetto blaster. Not only was the materiality and mobility of a fictional paper body present, but the ghetto blaster served as an emoting mediator of either one of our voices: an audio body expanding in space. In line with Massumi's (2002) claim that »in sensation, the thinking-feeling body is operating as a transducer« (ibid., 135), we used analog material and practices to explore their potentially transformative force. »If the sensation is the analog processing by body-matter of ongoing transformative forces, then foremost among them are forces of appearing as such: of coming into being, registering as becoming« (ibid.). In *A meeting that never took place* the materiality of the paper paired with the audio-cassette recordings recreated certain analog fragments of the absent other that were tangible, perceptible, and embodied by the other. They brought the absent and fictional body of the other into being. Moreover, the recreated fictional other paired with the physical presence of an actual moving

body, the dancer becomes herself and the imagined other simultaneously. The dancer's dancing becomes a duet between the actual and the fictional body on stage; it unfolds the missing link between the two dancers to reveal a meeting that takes place on the threshold between the tangible and the imaginable. Hereby, the dancer's body always implies the presence of the other not being here and extends beyond what is immediately graspable or accessible to experience; neither what is totally outside of experience. By staging the presence of the other's absence the dancer's body manifests in what we call *Imagined Choreographies*; somewhere in between the dancers' physical and fictional bodies on stage (even so not in the same time/space) and the fiction of an encounter with the absent other.

4 Feeding Forward

»As I wander in my steps, an image of you is by my side. With you, I come closer to sensing the multiplicity of time/events. These conditions create an experimental context to train trust, care, and solidarity; a way of being with and working together that exceeds boundaries of space and time and quantifiable measurements. Proximity and distance are playfully entangled, without seeking to close the gap between us« (Huth and Reynolds 2020, 43).

In the course of the collaborative project *Imagined Choreographies* and the artistic manifestations discussed in this article, we aim to encourage an alternative perspective on remote relationships; one that might include experiencing the presence in absence as a form of togetherness; a being-together-whilst-being-apart. We speculate on modalities of being with whilst being physically remote that move beyond getting nostalgic about the past and pessimistic about the future. Instead, we linger in the incongruity of modern relationships to see what else might emerge and how else we might relate to one another. In *One World in Relation*, the philosopher Édouard Glissant (2011) speaks in conversation with Manthia Diawara of the necessity to »consent not to be a single being« (ibid., 4–19). However, his phrase doesn't claim hasty consensus, nor the reduction of other bodies to existing normative values, rules, actions and imagination. Instead, it encourages us to question what brings our individual bodies together and what tears them apart. The above quote describes the particular relationship we have been building while never meeting as one of disorientation rather than anything linear and, in that, a tremendous amount of closeness and intimacy has developed. Of course, nothing substitutes or surpasses the haptic presence of another being by your side. »Never-meeting« can become a challenging and logistical entanglement that needs frequent revision and coordination. However, what we have discovered are the many

>other< ways to perceive one's presence and that of another when the sharing of the same space/time paradigm becomes irrelevant. One must be open and trustworthy. The ability to perceive and receive beyond the boundaries of one's skin allows one to enter new dimensions of togetherness and connection. In the pandemic's aftermath and waning, the ability to connect to one's own body and to that of another continues to be of utmost importance. In the same frame, the dances we make and the stories we tell or retell might need to take different shapes to discover more imaginary paths, explore absence as a presence, and a body in transformation.

In the future, and in an anarchival sense, the *Imagined Choreographies* project continues to feed itself forward. Rather than coming up with something new and, thereby, fulfilling capitalist expectations of productivity and self-exploitation, we aim to delve deeper and continue to unfold already existing artistic processes. In this way, the idea of the ever-new is countered by the idea of variation: like creating new versions of the same story and thereby developing new narratives, perspectives, and forms of artistic expression. Orbiting in a horizontal relational plane we ask ourselves: what new forms of absence and presence take place and where can new encounters manifest? And like any story, there are many ways to tell our story about a meeting that never took place.

Endnotes

- 1 From October 2019 to January 2020, once a week we conducted what we later called *collective-reading sessions*. In each of these sessions, at a certain time, in our respective places, we were reading and/or being with the same book in the imagination of the other doing so as well.
- 2 The duet *Dance with me* was presented during the *Modes of Capture Symposium* at the *Irish World Academy of Music and Dance* and the *University of Limerick* which took place from June 21st-23rd 2019. The theme of the symposium was an exploration of the manifold means to capture creative processes and to engage with the threads, fragments, and layers that interweave throughout the process of dance-making.
- 3 The principle of Alice Chauchat's *telepathic dance* is that the people watching the dance are sending the dance that is being danced by the dancer(s). This is a conceptual fiction, a proposal meant to stimulate a sensorial and relational imagination. Taking it as a fact, both dancers and watchers go through a process of (dis-)identification. The watchers appropriate the dance as an expression stemming from themselves, and the dancers disown the impulses that move them as belonging to someone else. Technically, the dancer's attention is very similar to the one practiced in Authentic Movement in terms of openness and spontaneity. The difference is conceptual, assigning impulses to exteriority rather than interiority. Telepathic dance considers movement as an alien expression that traverses the dancer and kinesthesia as a mode of perceiving otherness.
- 4 Kinesthesia is often named in relation to proprioception. With Reynolds and Reason (2012), »[S]ometimes kinesthesia and proprioception are used interchangeably, or one is subsumed into the other. For some, proprioception is defined as the sensing of one's own position and movement stimuli from within the body, through sense receptors in the muscles, joints, ten-

dons, and inner ear, as distinct from exteroception, the detection of environmental events through receptors in the eyes, ears, and skin« (ibid., 17). However, the distinction between inner/outer is not at all clear-cut and deeply interwoven.

References

- Bell, Amanda. 2019. »absence/presence.« The Chicago School of Media Theory. Accessed September 3, 2019. <https://lucian.uchicago.edu/blogs/mediatheory/keywords/absence-presence/>.
- Borgdorff, Henk. 2012. *The Conflict of the Faculties. Perspectives on Artistic Research and Academia*. London: University Press.
- Busch, Kathrin. 2009. »Artistic Research and the Poetics of Knowledge.« *ART&RESEARCH: A Journal of Ideas, Contexts, and Methods*. 2.2 (2009): 1–7. Accessed Dec. 12, 2017. <http://www.artandresearch.org.uk/v2n2/busch.html>.
- Cohen, Kris. 2017. *Never Alone, Except for Now. Art, Networks, Populations*. Durham and London: Duke University Press.
- Cvejic, Bojana. 2013. »A Few Remarks about Research in Dance and Performance or – The Production of Problems«. In *Dance [and] Theory*, edited by Gabriele Brandstetter and Gabriele Klein, 45–50. Bielefeld: transcript.
- Chauchat, Alice. 2017. »Generative Fictions, or How Dance May Teach Us Ethics«. In *Post-Dance*, edited by Danjel Andersson, Mette Edvardsen, and Marten Spangberg, 29–43. Stockholm: MDT.
- Cohen, Kris. 2017. *Never Alone, Except for Now. Art, Networks, Populations*. Durham and London: Duke University Press.
- Diawara, Manthia. 2011. »One World in Relation: Édouard Glissant in Conversation with Manthia Diawara.« *Nka* 28: 4–19.
- Finke, Stale. 2013. »Recovering Presence: On Alva Noë's Varieties of Presence«. *Journal of the British Society for Phenomenology* 44 (2): 213–222.
- Gallagher, Shaun, and Dan Zahavi. 2008. *The Phenomenological Mind: An Introduction to Philosophy of Mind and Cognitive Science*. London: Routledge.
- Gallese, Vittorio. 2008. »Empathy, Embodied Simulation, and the Brain: Commentary on Aragno and Zepf/Hartmann«. *Journal of the American Psychoanalytic Association* 56: 769–781.
- Giddens, Anthony. 1990. *The Consequences of Modernity*. United Kingdom: Polity Press.
- Hennerman, Célestine (dramaturg, choreographer, and lecturer), unpublished program booklet to the piece »A meeting that never took place«, September 2021.
- Huth, Sabrina, and Ilana Reynolds. 2020. »As I project into your future, you sit in my past«. *Contact Quarterly* 45 (1): 40–43.
- Kozel, Susan. 2007. *Closer. Performance, Technology, Phenomenology*. Cambridge, MA, and London: The MIT Press.
- Manning, Erin. 2016. *The Minor Gesture*. Durham and London: Duke University Press.
- Massumi, Brian. 2002. *Parables for the Virtual Movement, Affect, Sensation*. Durham and London: Duke University Press.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1969. *The Visible and the Invisible*. Northwestern University Studies in Phenomenology and Existential Philosophy.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1962. *Phenomenology of Perception*. London: Routledge.
- Miller, J. Hillis. 2009. *The Medium is the Maker: Browning, Freud, Derrida, and the New Telepathic Ecotechnologies*. Brighton: Sussex Academic Press.
- Murphie, Andrew, ed. 2016. *The Go-to How to Book of Anarchiving*. Montréal: The SenseLab.

- Noë, Alva. 2004. *Action in Perception*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Noë, Alva. 2012. *Varieties of Presence*. London: Harvard University Press.
- Reynolds, Dee. 2012. »Kinesthetic Empathy and the Dance's Body: From Emotion to Affect«. In *Kinesthetic Empathy in Creative and Cultural Practices*, edited by Dee Reynolds and Matthew Reason, 120–135. Bristol: Intellect.
- Reynolds, Dee. 2007. *Rhythmic Subjects: Uses of Energy in the Dances of Mary Wigman, Martha Graham, and Merce Cunningham*. Alton: Dance Books.
- Roche, Jenny (senior lecturer at Irish World Academy Of Music & Dance), in discussion with the audience. June 2019.
- Rova, Marina. 2017. »Embodying kinaesthetic empathy through interdisciplinary practice-based research.« *The Arts in Psychotherapy*, 55: 164–173.
- Schrey, Dominik. 2014. »Analogue Nostalgia and the Aesthetics of Digital Remediation.« In *Media and Nostalgia. Yearning for the Past, Present, and Future*, edited by Katharina Niemeyer, 27–38. Hampshire: Palgrave Macmillan Memory Studies.
- Slager, Henk. 2009. »Nameless Science. Introduction«. *ART&RESEARCH: A Journal of Ideas, Contexts, and Methods*, 2.2: 1–4. Accessed Dec. 5, 2017. <http://www.artandresearch.org.uk/v2n2/slager.html>.

Authors' note

Ilana Reynolds and *Sabrina Huth* are freelance dance artists based in Göttingen and Berlin. Ilana completed her MA (2017) in Contemporary Dance Education at the Frankfurt University of Music and Performing Arts. Sabrina completed her MA (2020) in Artistic Research at the University of the Arts Amsterdam and as a guest student at HZT Berlin. Under the condition of never physically meeting each other, they have developed the choreographic approach *Imagined Choreographies* to interrogate co-presence in physical absence. Since 2018, they have presented a series of performative events in Germany and across Europe. On stage, in galleries, and in written word they invite audience members into poetic landscapes in which the fiction and reality of the absent other are interwoven.

<https://imaginedchoreographies.com/>

E-mail: contact@imaginedchoreographies.com

Impressum

Journal für Psychologie

Theorie – Forschung – Praxis

www.journal-fuer-psychologie.de

ISSN (Online-Ausgabe): 2198-6959

ISSN (Print-Ausgabe): 0942-2285

30. Jahrgang, 2022, Heft 2

Herausgegeben von Krisztina Konya
und Anna Sieben

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-2>

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-8379-8397-5

ViSDP

Die HerausgeberInnen; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die AutorInnen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der HerausgeberInnen, der Redaktion oder des Verlages dar.

Herausgebende

Mag. Andrea Birbaumer, Wien · Prof. Dr. Martin Dege, New York City · Dr. Peter Mattes, Berlin/Wien · Prof. Dr. Günter Mey, Magdeburg-Stendal/Berlin · Prof. Dr. Aglaja Przyborski, St. Pölten · Paul Sebastian Ruppel, Magdeburg-Stendal/Bochum · Univ.-Doz. Dr. Ralph Sichler, Wiener Neustadt · Prof. Dr. Anna Sieben, St. Gallen · Prof. Dr. Thomas Sluneko, Wien

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Molly Andrews · Prof. Dr. Thea Bauriedl · Prof. Dr. Jarg Bergold · Prof. Dr. Klaus-Jürgen Bruder · Prof. Dr. Stefan Busse · Prof. Dr. Tanja Eiselen · Prof. Dr. Jörg Frommer · Prof. Dr. Heiner Keupp · Prof. Dr. Carlos Kölbl · Prof. Dr. Helmut E. Lück · PD Dr. Günter Rexilius · Prof. Dr. Dr. h.c. Wolff-Michael Roth · Prof. Dr. Christina Schachtner · Prof. Dr. Rudolf Schmitt · Prof. Dr. Ernst Schraube · Prof. Dr. Margrit Schreier · Prof. Dr. Hans-Jürgen Seel · Dr. Michael Sonntag · Prof. Dr. Hank Stam · Dr. Irene Strasser · Prof. Dr. Dr. Wolfgang Tress · Prof. Dr. Jaan Valsiner · Dr. Barbara Zielke · Prof. Dr. Dr. Günter Zurchorst

Erscheinen

Halbjährlich als digitale Open-Access-Publikation und parallel als Print-Ausgabe.

Verlag

Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG

Walltorstraße 10

D-35390 Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Abonnentenbetreuung

aboservice@psychosozial-verlag.de

Bezug

Jahresabonnement 49,90 € (zzgl. Versand)

Einzelheft 29,90 € (zzgl. Versand)

Studierende erhalten gegen Nachweis 25% Rabatt auf den Preis des Jahresabonnements.

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen

Anfragen richten Sie bitte an den Verlag:

anzeigen@psychosozial-verlag.de

Die Zeitschrift *Journal für Psychologie* wird regelmäßig in der Publikationsdatenbank PSYINDEX des Leibniz-Institut für Psychologie/Leibniz Institute for Psychology (ZPID) erfasst.



Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0) lizenziert. Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Verpassen Sie keine Ausgabe mehr und schließen Sie gleich Ihr Abo ab!



Mit einem Abonnement der Zeitschriften des Psychosozial-Verlags sparen Sie und erhalten jede Ausgabe pünktlich bei Erscheinen ganz bequem nach Hause geliefert. Zu unserem wachsenden Zeitschriftenportfolio gehören:

- à jour!
- Behindertenpädagogik
- Freie Assoziation
- Jahrbuch der Psychoanalyse
- Journal für Psychologie
- Psychoanalyse im Widerspruch
- Psychoanalyse und Körper
- Psychoanalytische Familientherapie
- psychosozial
- Psychotherapie
- Psychotherapie im Alter
- Psychotherapie-Wissenschaft
- Spektrum der Mediation
- supervision

Informationen zu allen Zeitschriften des Psychosozial-Verlags finden Sie auf unserer Homepage: www.psychosozial-verlag.de/zeitschriften

So können Sie abonnieren:
E-Mail: aboservice@psychosozial-verlag.de
Telefon: 0641 – 96 99 78 26
Online: www.psychosozial-verlag.de/abonnements

Studierende
erhalten ihr Abo
mit
25 % Rabatt!

 **Psychosozial-Verlag**

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

ISBN 978-3-8379-8397-5



9 783837 983975